



Rüdiger Krause

WEGE DES WASSERS

Roman

Illustrationen Rüdiger Krause

**Roman / Belletristik / Romane und
Erzählungen / Abenteuerroman**

**Wege des Wassers
erzählt die tragisch komische Geschichte des
Romanhelden Gabriel Cordes, der sich durch die Wirren
einer sich rasant ändernden Welt schlagen muss**

***Dieses Buch widmen wir unseren Kindern
und den zukünftigen Generationen***

Rüdiger Krause

WEGE DES WASSERS

Roman / Neuauflage

*basierend auf „Neben Wegen des Wassers“,
von Rüdiger Krause, erschienen 2006*

ISBN-10: 3-8334-6217-5 / ISBN-13: 978-3-8334-6217-7

Co-Autorin Kornelia Niemeyer

Illustrationen Rüdiger Krause

Druckversion:

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

E-Book

Copyright © 2014

Rüdiger H. Krause

Inhalt

Ägyptisches Drama	8
Morgens am Fluss	11
Wie alles begann	15
Auf und davon	32
Angekommen	42
Die Rückkehr des Wassers	49
Der Kälteschlag im Norden	56
Am Meer	62
In Isolation	69
Der Heimweg	80
Im Süden, nicht weit von zu Haus	91

Im Vorübergehen	99
Am Ende	112
Glückseligkeit	113
Camilles Erzählungen	115
Von der Vergangenheit überholt	122
In der Gemeinschaft	124
Kein Ende absehbar	128
Nachwort	135
Illustrationen, Übersicht	137

Ägyptisches Drama

Sie saß am Ufer des Nils.

Der ausgemergelte Körper ihres Mannes verlängerte den ihren zu einer gespenstisch dünnen Figur.

Mit seiner Ohnmacht hatten sich beider Blicke verloren.

Die trockenen Augen der Frau starrten auf den schmalen Wasserlauf, welchen Ufer von aufgerissener Erde säumten, als bestünden sie aus bizarr gefalteten Leichentüchern.



Würde der heilige Fluss dem Land die erschnittenen Überschwemmungen jemals wieder bringen?

Noch ein letztes Mal ward ihr vergönnt zu sehen was nicht mehr war, die Pracht des Alten Reiches, erfüllt von buntem Leben.

Sie entsann sich der Bauern am Nil, der Handwerker und Händler auf den Märkten, all des glücklichen Volkes, musizierend und in Frieden tanzend, zum Gefallen Hathors, der Göttin des Westens.

Doch der letzte Glanz war stumpf geworden, die einstige Macht gebrochen, mit ihr jedes Menschen Stolz.

In Horden oder auch einzeln waren sie davon geirrt. Nur wenige hatten überlebt. Andere waren geblieben, hatten ausgeharrt, wie auch ihr Gefährte und sie.

Sie war verrückt geworden. Die unbeschreiblich schrecklichen Geschehnisse hatten ihrem sensiblen Geist letztlich nur den Weg in den Wahnsinn zugelassen.

Mit dem Verstand wurden ihr Anmut und Schönheit, von Hathor einst gegeben, nun wieder genommen.

Er starb gerade in ihren Armen. Sie umfasste den Kopf des Mannes. Zitternde Hände berührten sein Haar. Spröde Lippen näherten sich seinem Hals. Schweres Atmen wich röchelnder Begierde, die sich entlud als sich

ihre Zähne in seiner Kehle verbissen.

Mit den letzten Herzsschlägen ergoss sich sein Blut über ihre Gesichter.

Re hieß Hathor helles Abendrot über das Land zu legen, die Körper erglühen zu lassen.

In Gestalt einer reißenden Löwin brach die Göttin unvermittelt über sie herein. Die Lebenslichter in sich einsaugend, verschwand sie gleich schnell grauenvoll, als wäre sie nur ein Windhauch in Richtung Westen gewesen.

Sie hinterließ einzig Finsternis. Diese umschloss die menschlichen Hüllen und verbarg das Schicksal der vom Sonnengott Verdamnten.

Morgens am Fluss

Ich sitze am Ufer der Gard.

Die Zeilen des altägyptischen Dramas, genau an diesem Ort hatte ich sie vor langer Zeit gelesen. Schon damals hatten sie mich im Innersten berührt.

Inzwischen wurde ich von der Geschichte eingeholt. Alles, was ich jüngst erleben musste, ist vergleichbar schrecklich. Wie konnte es soweit kommen? Es scheint unglaublich, sogar verrückt. Bin ich es selbst geworden, wie die Ägypterin im Drama?

Welcher halbwegs normale Mensch treibt sich schon in der Morgendämmerung an einem Fluss herum? Vielleicht ein Angler, könnte man meinen. Der wäre wohl entspannter und würde öfter auf das Wasser schauen. Ich glotze nur sinnlos in die Gegend. Außerdem habe ich gar kein Angelzeug dabei. Als einziges Gepäckstück führe ich eine völlig verdreckte Woldecke mit mir. Auf dieser sitze ich und schaue nach links, nach vorn, nach rechts und wieder nach ... Oh, welcher sportliche Vierbeiner kommt denn von da hinten angelaufen? „Hallo, wer bist du denn? Doch bestimmt ein Streuner. So wie du aussiehst hast du länger keinen Hundesalon von innen gesehen. Und, Herrchen und Frauchen sind dir wohl verloren gegangen? Ich bin auch allein. He, komm mal näher! Fressen habe ich leider nicht für dich. Aber, hier auf meiner Decke ist noch Platz. Sie passt gut zu deinem dreckigen Fell. Nimm Platz und ruh' dich aus. So ist es fein, schau, gerade geht die Sonne auf.“

In ihrem warmen Licht formen sich über dem Wasser Bilder aus der Vergangenheit. Langsam beginnen sie sich zu bewegen.

„Ja, Streuner, ich erinnere mich an die blau und weiß gestreiften Zelte. Sie standen in Harmonie mit dem tiefblauen Himmel und den schneeweißen Kieselsteinen des Flusses. Ich sehe die Bilder jetzt ganz klar. Sie erzählen vom ersten Urlaub, den ich in meiner Jugend hier verbrachte. Das waren

ganz und gar sorglose, unbeschwerte Tage, damals.

Dort, nur ein kleines Stück flussaufwärts, campen wir am Ufer, meine alten Freunde und ich. Die Gard war zu dieser Zeit noch kristallklar. Und viele Fische gab es. Sie zeichneten sich über dem sauberen Grund deutlich ab. Tagsüber angelten wir. Abends saßen wir in gemütlicher Runde am Lagerfeuer und grillten unseren Fang. Als einzige Beilage hatten wir Baguette. Wir tranken roten Landwein, den es ganz in der Nähe direkt vom Bauern gab, nicht gerade stilvoll, in unseren Fünfliter-Plastikkanister abgefüllt. Wenn es unsere schmale Reisekasse zum Ende des Urlaubs noch zuließ, gönnten wir uns als ganz besonderen Luxus eine dieser fein würzigen Käsesorten aus der Region. Aber nur so viel, dass unser Restgeld noch für den Sprit nach Hause reichte.

Schon wenige Jahre später konnte ich es mir leisten, auf Zelt und Angel zu verzichten. Mit Andrea, ich hatte mich gerade frisch in sie verliebt, stieg ich hier im alten Hotel direkt am Aquädukt ab. Besonders gern denke ich an das exzellente Frühstück. Etwas Vergleichbares hatte ich zuvor nirgendwo bekommen. Allein beim Gedanken an die ofenfrischen Croissants gerate ich ins Schwärmen. Doch der milde, leicht sahnige Naturjoghurt hob den Geschmack des wohl größten und prallsten Pfirsichs zu einer paradiesischen Speise. Dazu der frisch gepresste Orangensaft. Er war der kühle, vitaminreiche und mit seiner sonnig gelben Farbe passende Begleiter in einen wunderschönen neuen Urlaubstag. Den Abschluss des Frühstücks krönte eine Gauloises zur letzten Tasse des gut duftenden französischen Kaffees. Eben ein traumhaftes Frühstück, Streuner, wenn es auch nicht das richtige Fressen für dich gewesen wäre. Die zart hellgrünen Blätter der Bäume legten sanfte Schatten auf die Terrasse, ließen aber eine freie Sicht auf den Pont du Gard, während ich mich im Korbessel entspannt zurück lehnen konnte und genüsslich rauchte.

Streuner, was hältst du denn da eigentlich zwischen deinen Pfoten? Ah, schon wieder so ein dicker schwarzer Käfer. Oh,

ich kann mir vorstellen, was jetzt gleich passiert. Von der Sorte gibt es jetzt viel mehr als früher. Für einen Streuner proteinreiches Futter. Na dann, lass ihn dir schmecken, den dicken Käfer.

Ja, eines Abends im Treppenhaus des Hotels begegneten wir auch einem solchen tolpatschigen Käfer. Es war eine wirklich außergewöhnliche Begegnung, denn er war nicht allein. Er hatte einen gutmütig wirkenden, weißen Skorpion an seiner Seite. Nachdem wir sie eine Weile ungläubig beobachtet hatten, gingen wir vorsichtig, man kann fast sagen ehrfürchtig, um sie herum. Vor dem Einschlafen sprachen wir noch lange darüber. Ob sie sogar befreundet waren? Wir kamen zu keinem schlüssigen Ergebnis, aber wir hatten eine kleine Erkenntnis gewonnen. Sie waren die Mosaiksteinchen, welche den einzigartigen Charakter dieses ehrwürdigen Hauses komplettierten. Wir hingegen wussten, unsere Zeit hier würde bald verstrichen sein. So wie wir das Haus als Gäste hatten betreten dürfen, würden wir es auch als solche wieder verlassen müssen.“

Die Bilder des Glücks verschwimmen vor meinen Augen. Mein Kopf senkt sich und mein Blick fällt auf verschlissenes Schuhwerk.

'In der Tat Gabriel, an deinem Erscheinungsbild solltest du demnächst ein wenig arbeiten, es lässt etwas mehr als zu wünschen übrig. Siehst ja selbst wie ein Streuner aus.'

Meine Stirn feuert. Gestern habe ich das Fieber gerade noch senken können. Jetzt steigt es wieder und ich fühle mich immer schwächer.

„Horch Streuner! Sie sind wieder unterwegs. Wenigstens sind es nicht die Kampfhubschrauber. Das sind Bodenfahrzeuge der europäischen Garde. Vermutlich werden sie unterwegs zur Zeltstadt sein. Ich will auch zum Abend dort sein. Heute wird es hoffentlich die Medizin geben und etwas zu essen. Ja Streuner, wie gerne würde ich mal wieder etwas Gutes essen. Es bräuchte nicht unbedingt viel zu sein, aber es sollte schmecken. Vor zwei Tagen, richtig, es war vorgestern, hatte ich nur eine kleine Schüssel pappigen Hirsebrei

und dieses höchst eigenartig schmeckende Konservenfleisch zuletzt vor ein paar Tagen. Ich möchte lieber nicht wissen, welche Art Tier man da verarbeitet hatte. Streuner, dir hätte es garantiert geschmeckt. Moment, wenn es nicht sogar ... Nein oder doch, war es etwa Hundefutter? Außerdem ist die Nahrung für die vielen Menschen auch nie ausreichend bemessen, im Lager. Früher, bei uns zu Hause, da hatten wir was wir brauchten und davon mehr als genug.

Aber seit damals ist Unfassbares geschehen. Ich sah es, Streuner, habe es selbst erlebt. Es war real.

Oder war es doch nur ein böser Traum?

Nein, ich bin mir sicher, es war heiß an jenen Tagen ...“

Wie alles begann

Ganz außergewöhnlich heiß war es, sogar sehr heiß, Ende Mai 2005.

Andrea hatte mir gerade ihr „Ja-Wort“ gegeben. Wir saßen an diesem Abend auf der Terrasse und grillten nach Art des Hauses. Unser bevorzugtes Grillgut war zartes Lammfilet.

Zwei Tage vorher in einer Marinade aus Olivenöl, Zitronensaft, Pfeffer, Koriander, einer Spur Kreuzkümmel, Knoblauch, Thymian und Rosmarin eingelegt, war es ausreichend durchgezogen. Dann grillten wir das Fleisch nur kurz bei größter Hitze. So gelang es immer perfekt, es blieb saftig und zart. Gesalzen und nochmals gepfeffert wurde erst am Tisch.

Während die Abendsonne unsere Rotweingläser durchleuchtete, ließen wir uns das Fleisch schmecken und genossen die Wärme des ausklingenden Tages.

„Rekordtemperaturen in Deutschland. Das wärmste Maiende seit Menschengedenken“, hatte der Wetterbericht des Vortages gemeldet.

„Zum Wohl, Miss Andrea, wenigstens nicht das selbe schlechte Wetter wie jedes Jahr!“, lautete mein Trinkspruch.

Sie berichteten auch: „Das Eis Grönlands schmilzt schneller als erwartet. Falls es ganz abschmelzen würde, bedeute das eine Erhöhung des Meeresspiegels um sechs Meter.“

„Ein wenig exklusives Grönlandeis könnten wir auch gleich gebrauchen, wenn es unseren feinen Absacker gibt. Gerade die Details lassen uns stilvoll bleiben. Cheerio, Miss Andrea“, scherzte ich.

„Cheerio, mein liebster Spinner. Besonders witzig finde ich die Meldung nicht“, bekam ich als Antwort.

„Gut, ich gebe zu, dass Grönland wirklich groß ist. Sechs Meter Anstieg, das wird wohl auch stimmen. Es nach zu rechnen ist mir aber jetzt zu aufwendig, nach so viel Cheerio, Miss Soph..., Andrea. Außerdem werden wir es nicht erleben und unsere Kinder auch nicht.“

Andrea meinte: „Na ja, mit 'The day after tomorrow' ist das Thema sowieso in die Katastrophenfilmrubrik Hollywoods

abgelegt worden. Da total übertrieben höchst unglaublich. Zum Wohl, Mister Gabriel!“

„Genau, da gibt es ja nun wirklich dringendere Probleme. Zuerst bei uns in Deutschland!“, tönte ich und wir hoben sogleich wiederum unsere Gläser. „Es gilt ein riesiges Jammerthal zu reformieren. Und uns wird während dessen wenigstens nicht langweilig. Es darf noch viel debattiert werden.“

Wir lachten, was wir sowieso oft taten, eigentlich über alles und jeden, auch über uns selbst. Dann war es wieder einmal so weit. Spät abends schauten wir regelmäßig, zurück gelehnt in die Ecken des Sofas, Polittalk. Wir amüsierten uns darüber, da wir der Meinung waren, dass zu ganz verschiedenen Themenbereichen ständig die selben Gesichter aus Politik, Wissenschaft und Kultur eingeladen wurden, die dann auch noch zu ganz verschiedenen Themen die selbe, bekannte Leier durch kurbelten. Man hätte der Meinung unterliegen können, dass dies ermüdend gewesen wäre. Nein, das war es für uns nicht. Wir spielten: Rate mal schnell, was gleich gesagt wird. Wer die Wortwahl am genauesten voraus sagte gewann. Jedenfalls schalteten wir immer wieder mit Freude ein und wetteiferten um Ratepunkte und um den lustigsten Kommentar, was selbstverständlich Sonderpunkte gab. So ging es mit den endlosen Diskussionsspielen von Woche zu Woche weiter. Darüber verstrich das Jahr.

Der nächste Sommer wurde spürbar. Weil wir uns liebten und der Kinderwunsch inzwischen den einzigen Vorrang besaß, wir waren beide Mitte zwanzig, hatten wir bereits im Dezember mit einer detaillierten Familienplanung begonnen. Wir verbrachten die meisten Abende zu Hause und probten für das künftige Familienleben. Es war ein Samstagabend, als wir wieder einmal eingeladen waren. Da unsere Freunde ständig gefragt hatten, warum wir uns überhaupt nicht mehr blicken ließen, war es uns wichtig, dieses Mal auf die Party zu gehen. Ein sehr gut befreundeter Künstler richtete, wie alljährlich, sein schon obligatorisches Erdbeerfest aus. Das

durften wir als echte Genießer auf gar keinen Fall verpassen. „Nimm dir Zeit für deine Freunde, sonst nimmt die Zeit dir deine Freunde“, bemerkte ich altklug gegenüber Andrea.

Also trafen wir unsere Vorbereitungen, um auszugehen. Da wir uns immer nach der neuesten Mode kleideten und besonders Andrea größten Wert auf jede Kleinigkeit ihres Outfits legte, mussten wir rechtzeitig damit beginnen. Aber schon das gemeinsame Duschen dauerte länger als gedacht, eben wegen des Kinderwunsches. Über eine Stunde später als geplant, fuhren wir endlich los. Wir waren trotzdem nicht die letzten Gäste, die eintrafen. Anfangs mussten wir natürlich diverse Sprüche über uns ergehen lassen, wie: „Man hätte schon geglaubt wir wären ausgewandert, auf langer Weltreise oder gar verschollen.“

Als schließlich alle ihre Sprüche losgeworden waren, konnten wir uns auf das Motto Erdbeere völlig einlassen. Schon zur Begrüßung hatte der Gastgeber Erdbeerbowle gereicht. Später gab es Erdbeertorte, Erdbeereis, Erdbeercreme, natürlich Erdbeeren mit Schlagsahne und vieles mehr.

Die pralle Erdbeere als Motto für eine Party zu wählen, machte in den Augen des Künstlers Sinn. Auf diese frische und wohlschmeckende Frucht war nicht nur jeder Gast wie versessen, sie entsprach darüber hinaus auch unserem Anspruch hinsichtlich gesunder Ernährung und Wellness.

Ich hatte mich für einen Moment aus dem Trubel zurück gezogen. Etwas abseits stehend, beobachtete ich stolz und glücklich Andrea. Wie schön sie aussah, in ihrem dünnen, bunten Sommerkleid. Mit ihrem kurz geschnittenen, schwarzen Haar und ihrem braun gebrannten, schlanken Körper wirkte sie mädchenhaft und unbekümmert. Ich überlegte, ob unser Kind, das wir uns so sehr wünschten, wohl sein würde wie sie? Ich hatte das große Bedürfnis, Andrea zu umarmen. Wir tanzten lange eng umschlungen.

Leider endete der bis dahin ausgelassene Abend unerwartet in einer ernüchternden, umweltpolitischen Diskussion. Es ging um den Klimawandel und dessen Folgen. Ein Physikstudent, er war mit jemandem aus unserem Freundeskreis gekommen,

hatte lautstark damit angefangen.

„Narrenspiel!“, meinte er immer wieder. „Wir sind einem Narrenspiel ausgeliefert, einem einzigen Narrenspiel, das ein unerwartet schnelles und bitteres Ende nehmen wird.“

Völlig aufgebracht belud er uns mit Fakten, Theorien und Horrorvisionen. Er nahm immer wieder Bezug auf Unwetter und klimatische Kapriolen. Diese wären begleitet von weitest gehender, politischer Untätigkeit. Er wurde aufgebrachter, sogar wütend und die Party selbst geriet zur Horrorvision.

„Jetzt ist es aber wirklich gut! Willst Du uns völlig den Abend versauen?“, schrie ich ihn genervt an. Verbunden mit meinem bösen Gesichtsausdruck verfehlte es nicht seine Wirkung. Er hielt die Klappe.

Mit der Fröhlichkeit war es jedenfalls vorbei. Er hatte es geschafft die Stimmung gegen Null herunter zu ziehen und schließlich sogar das Fest komplett abzuwürgen.

Auf dem vorzeitigen Heimweg waren wir immer noch bedrückt, denn wir hegten ja den Kinderwunsch.

Ich fragte Andrea: „Was meinst Du? Hat der Typ etwa Recht gehabt und es wird schon bald wirklich so schlimm kommen?“

„Wohl eher nicht, Gabriel. Genieße die restliche Erdbeersüße, die auf unseren Zungen liegt und lass sie den bitteren Nachgeschmack der unerfreulichen Diskussion überdecken.“

Im Nachhinein betrachtet war es der Abend, an dem sich unser Schicksal wendete. Von diesem Zeitpunkt an verlor mein Leben für viele Jahre seine Leichtigkeit.

Bereits in den nächsten Wochen fiel mir auf, dass ich ständig, scheinbar zufällig, über wissenschaftliche Artikel zu diesem Thema stolperte. Eine immer wiederkehrende Wortfolge in den Artikeln beunruhigte mich besonders: 'Schneller als erwartet'. Die Forscher beobachteten, analysierten und zeigten Entwicklungen auf, aber viel zu häufig begleitet von: 'Schneller als erwartet'. Das ließ für mich nur den einen logischen Schluss für die Zukunft zu: 'Sehr viel schneller als erwartet.'

Ich begann mich für die Klimaentwicklung stärker zu interes-



sieren. Vieles von dem, was der Physiker gesagt hatte, ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Meine Verunsicherung nahm stetig zu, je länger und intensiver ich mich mit dem Thema beschäftigte. Ich besorgte mir Berge von Informationsmaterial, hinsichtlich der Klimaentwicklung. Jede freie Minute verbrachte ich damit, es zu analysieren. Dass der Golfstrom die gemäßigten Temperaturen in unsere Breitengrade bringt, war Schulwissen. Welche Naturkraft dahinter steckt, wusste ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Ich las: Motor für diese gewaltige Klimamaschine ist das sich abkühlende, stark salzhaltige und damit schwere Wasser östlich von Grönland. Zwanzig Millionen Kubikmeter strömen dort pro Sekunde in die Tiefe. Das entspricht der hundertfachen Fließmenge des Amazonas, des größten Festlandstromes. In den tropischen Meeren steigt das Tiefenwasser wieder auf. Es kühlt die äquatorialen Meere und bringt uns deren warmes Wasser bis hoch in den Norden. Ein zweiter Kaltwasserabstrom befindet sich im Südpolarmeer, vor der Antarktis. Beide Tiefenströme zusammen bilden eine globale Umwälzpumpe, die jedoch erst seit zehntausend Jahren stabil läuft.

Zwanzig Millionen Kubikmeter pro Sekunde. Da ich mich von Berufswegen als Zahlenjongleur bezeichnen darf, fiel es mir leicht Vergleichsvorstellungen aufzubauen. Zwanzig Millionen Kubikmeter pro Sekunde ergeben in fünfzig Sekunden die Menge Wasser, welche ein Würfel mit der Länge, Breite und Höhe von jeweils einem Kilometer fasst. Wenn man vor seinem geistigen Auge einen solchen Würfel in die Landschaft oder eine Stadt projiziert wird das Größenverhältnis gut ersessbar.

Oder einfacher betrachtet, die Gesamtfläche von New York stünde nach vierzig Sekunden einen Meter tief unter Wasser, die Berlins nach fünfundvierzig Sekunden und die gesamte Fläche Deutschlands nach nur fünf Stunden. Diese enorm leistungsfähige 'globale Klimaanlage' zeigt deutlich die sehr unterschiedlichen Dimensionen zwischen Naturkräften und den technischen Möglichkeiten der Menschheit auf.

Die Monate vergingen, während ich Berichte und Abhandlungen regelrecht verschlang. In dem Labyrinth aus Unterlagen vergrößerte sich die Anzahl der Sackgassen und auch die Hauptwege führten immer wieder zu den selben Fragen: 'Werden alle Faktoren berücksichtigt? Wie wird sich die globale Erwärmung auf das bestehende Klimaphänomen El Niño auswirken und umgekehrt? Welche Schneeballeffekte wird es geben? Wird der Kaltwasserabstrom und damit der Golfstrom aussetzen, die Entwicklung in einem unberechenbaren Flackern des Klimas, in einer Klimakatastrophe enden? Wenn ja, wie schnell?' Ich fand keine befriedigenden Antworten, weil zu viele Unbekannte im Spiel waren, gab es sie nicht.

Ich hatte mehr und mehr den Eindruck zum Außenseiter zu werden, da ich mich, im Gegensatz zu meinen Freunden, mit einem solchen Thema so intensiv auseinandersetzte. Ihre Argumente der Verharmlosung machten mich in jedem Fall ärgerlich. Die Zeichen standen für mich bereits zu eindeutig auf Sturm. Mich überkam ein Gefühl von Heimatlosigkeit. Es war, als geriete ich in den Sog eines schwarzen Lochs. Andrea nahm ich kaum noch wahr. Wenn ich überhaupt einmal mit ihr sprach, musste sie meine düsteren Vorträge über sich ergehen lassen. Von unserer bis dahin gelebten Unbeschwertheit war nichts mehr zu spüren. Unsere Familienplanung lag auf Eis. Auf Partys schickte ich sie allein. Selbst das gemeinsame Essen wurde immer seltener.

Eines Tages stellten wir erschrocken fest, dass wir nur noch aneinander vorbei lebten. Unser Traum von der kleinen glücklichen Familie war unwiderruflich geplatzt. Sie nahm wieder die Pille und zog sich von mir zurück.

Ich kann mich noch gut erinnern, Streuner. Die letzten Sätze zwischen Andrea und mir lauteten: „Gabriel, mit Dir ist eine Familie nicht vorstellbar. Darum werde ich Dich verlassen, auch wenn mein Herz unendlich schmerzt.“

„Cheerio, Miss Andrea, dann bist Du ja wirklich wieder eine

Miss! Dann geh doch! Am besten dahin wo der Pfeffer wächst, sollte er überhaupt noch irgendwo wachsen!“, schrie ich sie an.

Sie packte ihre Koffer und die Scheidung war schnell vollzogen.

Vier einsame Jahre waren vergangen seit dem ungewöhnlich heißen Maiwochenende somit dem Jahr der Erdbeerparty, als sich Andrea von mir getrennt hatte. Ihr Glück hatte sie in den Armen eines anderen gefunden, der ihr vermutlich mehr Liebe und Aufmerksamkeit schenken konnte, als ich es zu jener Zeit vermochte. Irgendwann kam mir zu Ohren, dass sie ein Kind zur Welt gebracht hatte.

Der Schmerz saß tief, ich konnte mich selbst nicht mehr ausstehen und so hatte ich begonnen mehr zu trinken. Meine einzige und ständige Begleitung war jetzt die Rotweinflasche. 'Rate mal schnell, was gleich gesagt wird', war als Solospiel auch nicht besonders prickelnd.

Ich war zum Einsiedler geworden, zwischen meinen immer noch stetig wachsenden Bergen von Informationsmaterial. Von allen allein gelassen, verfiel ich in Selbstmitleid. Eingeeigelt sprach ich oft mit meinem Spiegelbild, zeitweise Grimassen schneidend.

„Hallo! Wie oft muss ich es dir noch sagen? Die leidige Geschichte mit Andrea hast du doch wohl inzwischen abgehakt“, redete ich mir immer wieder ein, bis sie mir letztlich tatsächlich gleichgültig geworden war.

Trotzdem verfluchte ich den Physiker. Ich war der Meinung, er hätte mir das alles eingebrockt, mich aus meinem sorglosen Leben heraus gerissen. Irgendwann erfuhr ich, dass er nach Beendigung seines Studiums Deutschland angeblich verlassen hätte. Seit der Erdbeerparty war ich ihm auch nie wieder begegnet. Aber er schien mit dem, was er gesagt hatte, Recht zu behalten. Immer häufiger auftretende Naturkatastrophen forderten immer mehr Menschenleben.

Weltweite Spendenaktionen wurden ein fester Programmteil der Medien. Bekundungen von Mitleid folgten in schneller Folge den Vorausgegangenen. Die auffällige Publikumswirk-

samkeit erzeugte bald den bitteren Beigeschmack von einem Medienspektakel und kommerziellem Wettbewerb. Ich empfand kein wirkliches Mitgefühl. Im Gegenteil, mit den Katastrophen fand ich widersinniger Weise Bestätigung. Es war absurd, denn diese Ereignisse bauten mich zwischenzeitlich sogar auf. Trotz des starken Widerspruchs in mir, konnte ich meine eigenartigen Empfindungen nicht beeinflussen. Ich begann die Achtung vor mir selbst zu verlieren und verachtete schließlich sogar mein eigenes Spiegelbild. Gutes Essen mit Freunden, Partys, Spaß und schnelle Autos waren mir schon lange nicht mehr wichtig. Für Sport oder Spaziergänge fehlte mir die Motivation. Auf Äußerlichkeiten, die mir früher wichtig gewesen waren, legte ich keinen Wert mehr.

Eines Tages wurde ich zu dem sogenannten Personalmanager heran zitiert. „Lieber Herr Cordes,“ begann er ruhig. „Sie waren über viele Jahre unser bester Mann. Das hat sich leider geändert. Sie kommen seit geraumer Zeit kontinuierlich zu spät und ihre Fantasie scheint gelitten zu haben. Sie bringen sich nicht mehr ausreichend ein. Somit muss ich Ihnen leider mitteilen, dass eine Trennung von Ihnen geboten ist. Das wurde im Übrigen auch von unserem Team beschlossen. Es tut uns leid und wir haben bereits einen Nachfolger gefunden.“

„Verstanden, Herr Personalmanager. Nun brechen Sie sich in Ihrem ganzen Leid mal keinen Zacken aus der Krone. Für mich ist diese Tätigkeit sowieso nicht mehr die richtige. Alles Gute weiterhin.“

'Du schwachköpfiger Karrieretyp', dachte ich noch.

Meine hoch honorierte Anstellung als leitender Entwicklungsingenieur in der Schwerindustrie hatte ich verloren.

Die Monate und Jahre trieben an mir vorüber wie zerrissene Wolken.

„Sieben Jahre, Streuner, leere sieben Jahre.“

Kennst du Alpträume die dich auch tagsüber als Wahn-

vorstellungen verfolgen? Oder, hast du schon einmal das Geräusch gehört, wenn man einem Blatt Spielkarten Spannung gibt, es also leicht durchbiegt, um die Karten mit dem Daumen freigebend gleichmäßig durchrauschen zu lassen? Nein, natürlich nicht. Du meinst als geübter Spieler die Karten sicher in deiner Hand zu halten. Doch es misslingt dir. Immer schießt eine einzige Karte aus dem Stapel. Du kannst es nicht verhindern. Es ist immer diese eine selbe, verfluchte Karte. Sie schießt aus dem Stapel und fällt immer mitten auf den Tisch. Genau in die Mitte. Diese Karte ist groß. Ihr Bild grinst dich ekelhaft an. Es ist der schwarze Joker, er spiegelt dich selbst und nimmt damit den ganzen Raum in Besitz. Doch dieser Typ kann dir in keinem Spiel helfen, denn du spielst ja nur noch mit dir selbst.“

Wir schrieben das Jahr 2016. Wieder ein Jahrhundertsommer.

Die Vierzig-Grad-Marke fiel am laufenden Band, was mir sehr zusetzte. Meine Konstitution schwächelte durch den Alkoholkonsum. Wie so oft hing ich matt vor dem Fernseher. Die Hiobsbotschaften überschlugen sich. In Südwesteuropa brannten aufgrund einer nicht enden wollenden Dürre erneut weite Gebiete. Die betroffenen Länder hatten bereits seit Wochen den Notstand ausgerufen. Feuerwehr, Militär und freiwillige Helfer kamen nicht mehr gegen die Feuerstürme an. Andalusien war zum Vorhof der Hölle geworden. Feuerwalzen hinterließen Flächen des Grauens. Fast alle Menschen konnten dem Inferno entkommen. Aber Tausende von Tierkadavern erhoben sich zwischen heraus stechenden verkohlten Stümpfen unter der Asche. Der staubige Wind der Sahara spielte über der alles erstickenden grauen Schicht als wäre er der Hauch des Teufels. Eiskalte Schauer überkamen mich bei jedem Gedanken an diese Bilder.

Während einer heißen Nacht begann es. Die Bilder begannen mich in meinen Träumen zu verfolgen.

'Ich erwache in einem leeren Raum. Seine hohen Wände

zieren alte rissige Fresken. Die kunstvollen Malereien zeigen Menschen während eines ausschweifenden Erntedankfestes. Mir scheint es, als deute eine der abgebildeten Frauen auf die geöffnete Außentür des Raumes. Gespannt darauf, was mich dahinter erwartet, durchschreite ich sie sogleich. Sie führt mich direkt auf eine sonnenbeschiedene Terrasse. Dort steht ein prächtiger Brunnen. Von der Sonne durchleuchtetes Wasser fließt glitzernd über Kaskaden in ein flaches Becken aus Marmor. Neben dem Brunnen steht ein geschmackvoll gedeckter Tisch, auf dem die herrlichsten Speisen angerichtet sind. Während sich meine Augen an einer wunderschönen Pflanzenwelt erfreuen, stille ich meinen Hunger und Durst. Aus dem Schatten des Brunnens krabbeln gemächlich ein weißer Skorpion, begleitet von einem tolpatschigen schwarzen Käfer. Leise schleiche ich den beiden nach in den leeren Raum zurück. Gerade sehe ich noch, wie sie sich unter einem Türspalt hindurch zwängen. Vorsichtig öffne ich nun diese Tür. Hinter ihr steigt ein Gang im Bogen an. Skorpion und Käfer sind verschwunden. Mit großen Schritten folge ich dem Gang. Scheinbar endlos führt mich die Spirale höher. Ich erreiche mit letzter Kraft eine runde Plattform. Sie ist riesig, transparent und von Säulen aus Wasser begrenzt. In dem von Wassersäulen umringten Raum schwebt eine schimmernde blauweiße Kugel. Weiche weiße Linien, die wie Wolken wirken, verbinden sie mit den Säulen. Alles zusammen bildet einen Tempel aus Licht und Wasser. Weit oben schwebt eine zweite Kugel, die in der Dunkelheit leuchtet. Noch weiter entfernt ist ein Funkeln erkennbar wie von Millionen Diamanten. Sie ergeben den Eindruck eines ruhenden Skorpions. Zwischen seinen Scheren entsteht die Kontur eines dicken schwarzen Käfers. Vor Glück trunken laufe ich der blauweißen Kugel hinterher und greife nach ihr. Nie mehr möchte ich von ihr lassen. Ich will gänzlich von ihr Besitz ergreifen. Während meine Arme sie ganz fest umschließen, lösen sich die weißen Linien von ihr. Die Säulen des Wassers schwanke und werden instabil. Jene zweite Kugel, welche eben in der Ferne leuchtete, erzeugt gleißendes Licht. Eine Gluthitze

entsteht und ich drohe zu verbrennen, als mich der erste Wasserschwall der berstenden Säulen fortreißt. Mit der Strömung werde ich über Grund getrieben. Unter mir lösen sich Teile des Bodens. Sie steigen auf und schweben langsam an mir vorbei. Es sind Kadaver von Pferden und Stieren. Es werden immer mehr und sie verschmelzen zu einem Schlund aus Finsternis, der sich vor mir weit öffnet. Mit letztem Aufbäumen verkrallen sich meine Hände in den weichen aufgeblähten Körpern. Die Dunkelheit umschließt mich und jegliche Hoffnung ist verloren.

Jetzt spüre ich ihn, den ekelhaften Hauch, den Hauch des Teufels.'

Nach Luft ringend erwachte ich in meinem zerwühlten Bett. Schweißgebadet, aber froh über die Gewissheit, alles nur geträumt zu haben, stand ich erleichtert auf, um kaltes Wasser zu trinken, früh am Morgen, bei dreißig Grad Celsius. Ich starrte in das Wasserglas. 'Oh Mann, was war das für ein Alptraum.'

Auch jetzt im Wachzustand hatte ich die Bilder noch deutlich vor mir. Ich sah, wie die Wege des Wassers als Säulen des Lebens wankten und zerbarsten. Alles geriet aus den Fugen. Die Welt war im Wandel.

Lange dachte ich über meinen Traum nach. Meine Auseinandersetzung mit der Klimaveränderung, all meine Erfahrungen, Beobachtungen und Ängste der vergangenen Jahre hatten sich hier komprimiert und massiv Bahn gebrochen.

Schon in der folgenden stickigen Nacht sollte mich dieser Traum nicht zum letzten Mal einholen.

So ließen mich die furchtbaren Weltgeschehnisse weder am Tag noch in der Nacht los. Düstere Visionen, derer ich mich nicht erwehren konnte, verschoben meine Sicht der Dinge. Gültige Wertmaßstäbe gerieten in den Hintergrund. Die Visionen, verbunden mit der Beigabe schwerer Musik, die ich inzwischen bevorzugt hörte, gerieten zu einem Mix, der meine Gedanken pathetisch werden ließ. Wie ich meinte,

würde dies der Tragweite und dem Ernst der Entwicklung durchaus gerecht. Aber mit dem Pathos schuf ich mir unüberwindbare, geistige Mauern. Diese machten mich im privaten Umfeld gänzlich zum Sonderling. Ich verlor meine letzten Freunde.

Erst der Sommer des Jahres 2019 riss mich aus meinem inzwischen unerträglich gewordenen Leben heraus.

Bislang hatte dieses Jahr den voraus gegangenen geglichen. Ein neuerlicher Weltklimagipfel war in Vorbereitung. Alle vorherigen hatten, realistisch gesehen, nicht wirklich Erwähnenswertes erreicht. Im Gegenteil, die Situation spitzte sich weiter zu, durch das immer schnellere Anwachsen der Weltbevölkerung und der damit steigenden Zahl von Konsumhungrigen. Man setzte weiter auf das unbedingte Wirtschaftswachstum, obwohl die globale Bilanz der Unwetter erschreckend wie nie zuvor war. Gletscher schmolzen in nicht gekanntem Tempo. Gewaltige Eismassen rutschten förmlich ins Meer, auch in der Antarktis. Der Meeresspiegel hatte deutlich zu steigen begonnen. Kleine Inseln verschwanden von der Landkarte. Auf den Malediven war die Evakuierung der Bevölkerung abgeschlossen. Der Landverlust war selbst in Europa nicht mehr zu stoppen. Immense Küstenschutzmaßnahmen belasteten die Volkswirtschaften. Viele Regionen wurden von Extremen geplagt, wie Dürre oder Hochwasser. Die Stadtwasserversorgung war im Süden Europas zu einem hohen Prozentsatz zusammen gebrochen. Landwirte hatten vielerorts aufgeben müssen. Angesichts von Trockenheit und Bränden klang der alte Begriff Waldsterben fast wie eine Verniedlichung.

In den nördlichen Gebirgen folgte auf Schnee Regen und auf Regen Schnee. Der Wintertourismus stand vor dem Aus. Geröll- und Schlammlawinen veränderten das Gesicht der Berge und forderten viele Menschenleben. Nicht nur in den Tropen nahmen die Stürme in ihrer Häufigkeit und Intensität weiter zu.

Aber all das war nichts im Vergleich zu dem Elend in Afrika.

Die Zahl der Flüchtlinge war zu groß geworden. Europa hatte seine Grenzen völlig dicht gemacht. Über die See war eine Flucht fast unmöglich geworden. So schlossen die nord- und südafrikanischen Staaten ihre Grenzen mit Stacheldraht. Ihre eigenen Probleme waren kaum noch zu bewältigen.

Das hatte auf dem heißen Kontinent tobende Bürgerkriege zur Folge. Diese zerfleischten Millionen Menschen, als wären sie Vieh. Noch mehr verdursteten in der sengenden Hitze oder sie starben durch Unterernährung oder Krankheit.

Die Natur zeigte sich, über die Grenzen Afrikas hinaus, weltweit von ihrer unerbittlichen Seite.



In mir erwachte verloren geglaubtes Mitgefühl. Doch aus der Fassung bringen könne mich nichts mehr, meinte ich.

Der Tag hatte wie jeder andere begonnen.

Nachdem ich den morgendlichen Kater vertrieben hatte, ging ich meiner neuen beruflichen Tätigkeit nach. Ich versuchte,

Versicherungsverträge zur Unterschrift zu bringen, Versicherungen, die noch angeboten wurden und noch zu bezahlen waren. Es war schon mehr als makaber, denn sicher war inzwischen gar nichts mehr. Deshalb engagierte ich mich nur mäßig und war dementsprechend wenig erfolgreich. Aber von irgendetwas musste ich ja leben.

Zum Feierabend pflegte ich die Terrasse, unsere Terrasse. Liebevoll umsorgt waren Kakteen und Sukkulenten zu erstaunlicher Größe herangewachsen. 'Könnte Andrea sie jetzt sehen', feixte ich. Sie hatte meine Liebe zu Kakteen und Sukkulenten nie geteilt.

Der eigentliche Garten hingegen, wie die in der Umgebung auch, sah ziemlich traurig aus. Büsche und Bäume waren vertrocknet. Die ständig brennende Sonne hatte das Gras vergilben lassen. Der Boden war durch die Dürre aufgerissen. Bei den enorm gestiegenen Wasserpreisen hatte ich auf das nötige Sprengen verzichtet. Aber meine genügsamen Zöglinge auf der Terrasse bekamen reichlich Sonne und Wärme, damit was sie brauchten. Ich ging ins Haus, um mich auf das muffige Sofa fallen zu lassen. 'Tröste dich und sei zufrieden. Es hätte schlimmer kommen können', dachte ich.

Es sollte schlimmer kommen.

Die Fernsehnachrichten hatten begonnen. Ich vernahm das Übliche, die Lippenbekenntnisse der Politik. Außerdem war vor ein paar Tagen spontan ein weiterer, internationaler Krisengipfel einberufen worden. Wie gesagt, das war nicht ungewöhnlich. Auch die Teilnahme hochrangiger Wissenschaftler war an sich nichts besonders Erwähnenswertes. Aber dass er unter völligem Ausschluss der Öffentlichkeit stattfand, hatte nicht nur meine Aufmerksamkeit erregt. Wildeste Spekulationen waren laut geworden. Vom bevorstehenden Ausbruch des Supervulkans im Yellowstone Nationalpark bis hin zu einem drohenden Einschlag eines Asteroiden hatte man keine Katastrophe weltweiten Ausmaßes ausgeschlossen. In der Gerüchteküche standen bald alle Töpfe auf dem Herd und die Brühe brodelte.

Wenn eine einzige Ameise durch das stetige Anlaufen eines Punktes eine dominante Geruchsspur bildet, folgen andere dieser und so verstärkt sie sich weiter, bis schließlich eine Ameisenstraße entstanden ist.

Ein Reporter hatte beharrlich in die selbe Richtung recherchiert. Andere waren darauf aufmerksam geworden. Aus Spekulation entstand Gewissheit und diese servierte man jetzt knallhart.

„METHANGAS FREIGESSETZT“, titelten groß die Abendzeitungen. Es wurde weiter berichtet: „Ein Wissenschaftler hat das Schweigen gebrochen. Unbestätigten Meldungen nach sind infolge der Nordmeererwärmung hundertzwanzig Milliarden Tonnen des Gases in die Atmosphäre entlassen worden. Das entspricht der vierzehnfachen Menge des weltweiten jährlichen Ausstoßes an Treibhausgasen.“

Im ersten Moment stockte mir bei dieser Nachricht der Atem, im nächsten zersplitterte die halbvolle Rotweinflasche über dem Fernseher.

Mich hatte Panik erfasst, weil ich wusste, dass Methan ein zwanzigfach stärkeres Treibhausgas als Kohlendioxid ist. Gegen diese Menge machte es nicht mehr wirklich Sinn Energieeinsparungen anzustrengen. Ich wusste, dass zum Ende der letzten Eiszeit schon einmal erhebliche Mengen des Gases mit gravierenden Auswirkungen auf das Klima freigesetzt wurden. Die neuerliche Freisetzung hatten die Industriestaaten selbst provoziert und damit zu verantworten.

Die Klimaspirale drehte sich vor meinem geistigen Auge.

Gigantische Zahnräder drehen sich. Tausende von ihnen, in verschiedenen Größen, bilden ein unübersehbares Uhrwerk. Ohrenbetäubendes Krachen durchbricht das monotone Laufgeräusch. Zahnräder springen in andere Übersetzungen. Die Geschwindigkeit nimmt mit jeder Unregelmäßigkeit zu.

Mein Herz hämmerte bis hinauf in die Schläfen.

Erst nach Stunden hatte ich mich einigermaßen beruhigt. Um

zweieinhalb Grad war die globale Durchschnittstemperatur seit Beginn der Industrialisierung angestiegen. Mit einem deutlich schnelleren als prognostizierten Verlauf der Klimaänderung hatte ich ja schon lange gerechnet. Aber einen Schneeballeffekt, als Positive Rückkopplung benannt, von solchem Gewicht hatte ich nicht erwartet.

Das freigesetzte Methangas würde jetzt sicher einen extremen Schub bewirken.

Auf und davon

Mittlerweile gab es in meinem Leben gar nichts mehr, was ansatzweise erwähnenswert gewesen wäre. Gar nichts mehr, außer dieser ständigen Leere.

Ich musste aussteigen, einfach nur weg, auf und davon. Bereits am nächsten Tag kündigte ich meinen Job und begann mein Hab und Gut zu veräußern.

Nach drei Wochen hatte ich bis auf mein Auto und einige persönliche Dinge alles zu Geld gemacht. Das Meiste, wie auch das Haus, verkaufte ich deutlich unter seinem Wert. Aber zusammen mit dem Rest des elterlichen Erbes ergab es eine nicht unbeträchtliche Summe.

Letztlich war mir der Abschied von meinen Pflanzen am schwersten gefallen. Freunde, denen ich hätte 'Lebt wohl' sagen können, hatte ich nicht mehr. Egal, nur weg hier. Raus aus der Position des ewigen Zuschauers, welcher endet wie das Kaninchen vor der Schlange.

Direkt nach dem Wochenendfahrverbot begab ich mich an einem Montagmorgen auf die Reise. Das Navigationssystem ließ ich ausgeschaltet und statt eines Reiseführers klemmte ein Fünf-Euro-Schein am Armaturenbrett. Natürlich war Europa darauf viel zu klein abgebildet. Das machte aber nichts, denn ich kannte die Fahrstrecke ja bestens.

Der Geldschein hielt mir das Reiseziel vor Augen. Es war der Pont du Gard in Frankreich. Ich bildete mir ein, dass ich dort eine bessere Zukunft finden und mich im schlimmsten Fall einigeln könnte.

Ich fuhr auf die Autobahn, in Richtung Süden. Unerwartet überkam mich Unsicherheit, ob ich nun wirklich den richtigen Lebensweg einschlagen hatte. Diese entlud sich aus dem sich in mir aufgestauten Zorn.

„Frei, endlich frei von euch polemisierenden Karrierepolitikern. Schon vor Jahren hättet ihr handeln müssen. Frei, endlich frei von euch Kurzsichtigen. Ein einziger sich die

Taschen füllender Klügelverein seid ihr. Kauft euch euren glorifizierten Konsumschrott und prahlt damit. Überschüttet euch meinetwegen gegenseitig mit dem Schrott und erstickt unter den Haufen. Ich fahre nun ins Abseits, weg von diesen maßlos aufstapelten Haufen des Konsumschrotts!“, schrie ich und schlug dabei mehrmals so heftig auf das Lenkrad, dass ich Probleme hatte die Fahrspur zu halten.

In entgegen gesetzter Fahrtrichtung rollte eine scheinbar nicht enden wollende Kolonne des Technischen Hilfswerks vorüber. Ständig im Einsatz, saßen die Jungs total übermüdet auf ihren Fahrzeugen. Mit dem Ende der Kolonne durchfuhr ich auch schon die Mittelgebirge, wo sich mir ein trostloser Anblick bot. Nadelwälder waren von der Trockenheit zerstört. Stürme, Waldbrände und Borkenkäfer hatten den Rest erledigt. Laub- und Mischwälder bestanden nur noch aus der unteren und mittleren Stufe der Vegetation. Ältere Bäume waren in den Kronen laublos oder bereits völlig abgestorben. Der Weg führte vorbei an landwirtschaftlichen Nutzflächen, entweder verborgen im Dunst von Bewässerungsanlagen oder versteckt unter glänzenden Kunststofffolien.

An den Hängen der Weinberge reifte der nächste Jahrhunderttropfen. Deutschland war zur oberen Spitze der Weinländer aufgestiegen.

Die Rheinische Tiefebene verlassend, passierte ich bereits am frühen Mittag die französische Grenze. Ich fand, es wäre an der Zeit eine Pause einzulegen. In einem Café in Belfort entspannte ich mich, Arme und Beine ausstreckend, von der bisherigen Fahrt. Aber auch hier dudelte die Flimmerkiste, am einzigen freien Platz zwischen den Flaschenregalen über der Bar. 'Fernsehen war einmal und interessiert mich nicht mehr', sagte ich mir, widmete mich wieder meinem Kaffee und sah durch die großen Fenster nach draußen. Ich genoss das emsige Treiben auf der Straße. 'Ja Leute, ihr habt euer Tun. Ich bin aus dem Laufrad heraus gesprungen, rechtzeitig ausgestiegen.'

Nach einer Weile ging ein Raunen durch den Raum. Es

entstand eine gereizte Stimmung unter den Gästen. Die Meldungen waren der Auslöser. Jetzt wurde ich doch neugierig und hörte den Nachrichten zu.

Das Fliegen würde nochmals erheblich teurer, meldeten sie. Auch die regelmäßigen Fahrverbote sollten drastisch ausgeweitet werden, der Güterverkehr kurz- bis mittelfristig soweit wie möglich auf Bahn und Binnenschiffe verlegt werden. Gleichzeitig wolle man, finanziert durch eine Erhöhung der Mineralölsteuer in den Industriestaaten, ein Programm zur weltweiten Aufforstung anlaufen lassen. Jegliche Vernichtung von Biomasse, also Baum- und Buschbestand, würde in Zukunft mit höchsten Strafen belegt. Immerhin, die Politik reagierte, allerdings viel zu spät und obendrein auf Kosten der kleinen Leute.

Die Gäste im Café diskutierten lautstark. Fernfahrer ließen böse Worte fallen. „Leider viel zu spät!“, rief ich in den Raum, worauf mich einige unfreundliche Blicke streiften. Ein alter verknöchertes Fremdenlegionär drohte dem Fernsehbild mit den Fäusten. Ein Politiker wäre hier ganz sicher zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen.

Zur Vermeidung sprachlicher Missverständnisse sowie der möglichen, daraus resultierenden Folgen, zog ich es vor zu zahlen und das Lokal schnell zu verlassen.

Hungrig und kaputt von der Fahrt aß ich in Avignon zu Abend. Das Mahl dehnte ich nicht unnötig aus, um mir noch in Ruhe ein Hotel suchen zu können. Vielleicht gäbe es ja dort eine Bar mit guten Getränken? Am nächsten Morgen wollte ich ohne jede Eile die restliche Fahrstrecke zur Gard genießen. Nur ein paar Minuten entfernt wäre ein Hotel mit ebensolcher Bar, erfuhr ich von der Bedienung. Gut gelaunt ließ ich das Trinkgeld etwas großzügiger ausfallen und bedankte mich. „Nochmals vielen Dank! Dann kann ich das Auto sogar stehen lassen. Ein kleiner Spaziergang in frischer Luft kann dem Befinden ja in keinem Fall schaden.“

Mit diesen Worten hatte ich es wohl provoziert.

Schon war ich auf dem Weg. Ein Stück die Straße hinunter wurde heftig gestritten. Unüberhörbar waren Franzosen und

Amerikaner die Beteiligten. Die Emotionen schlugen hoch und die jungen Franzosen prügelten auf die Amerikaner ein. Als ich näher kam, hörte ich heraus, dass die Franzosen Amerika vorwarfen, die Umweltkatastrophe maßgeblich verschuldet zu haben. Aber was konnten die Touristen dafür? Von zwei Glas Wein ermutigt, mischte ich mich ein, was sich als eine nicht besonders gute Idee erwies. Die letzten Worte an die ich mich erinnern kann, waren ein Verächtliches: „Wohl auch so ein kapitalistischer CO2-Furzer?“ Den sprichwörtlichen französischen Charme ließen die jungen Männer vermissen. Ich erfuhr ihn wenig später von den Krankenschwestern in der Notfallambulanz.

Ich erinnere mich besonders gut an eine sehr hellhäutige, rothaarige Schwester mit braunen Augen. Eine ausgesprochen schöne Frau. Über die medizinische Versorgung hinaus, gab sie mir die eindeutige Erkenntnis zurück, dass mir das weibliche Geschlecht alles andere als egal geworden war.

Ohne die bezogene Prügel hätte ich sie wohl nie getroffen und dem entsprechend nicht dieses Bild einer Venus mitnehmen können. Wegen ihr könnte man sicherlich sogar in Versuchung geraten, sich selbst Wunden beizubringen. So hätte man eine Begründung dieser Frau etwas näher kommen.

Jedenfalls, nach viel umständlichem Formalismus im Krankenhaus, der sich bis in den Morgen hinzog, vom nächtlichen Missgeschick noch sichtbar lädiert und ohne nur eine einzige Sekunde geschlafen zu haben, erreichte ich am nächsten Vormittag 'mein' Hotel an der Gard.

Die Freude, angekommen zu sein, schlug schnell in Enttäuschung um. Wenig erinnerte in dieser Affenhitze an die damalige Idylle. Schon unterwegs hatte ich viel Tristes sehen müssen. Entlang der Rhône war es zunehmend trockener geworden. Von der wunderschönen Gard war nur noch ein klägliches Rinnsal übrig, das kaum Wasser mit sich führte und die Vegetation des Ufers vermittelte eher das Bild einer Savanne. Ich hatte den emotionalen Tiefpunkt der bisherigen Reise erreicht. Der bedrückende Vergleich mit dem alten

ägyptischen Drama, das mich einst so gefesselt hatte, drängte sich mir auf. Todmüde und deprimiert fiel ich ins Bett.

Nach fast zwanzig Stunden Schlaf verriet mir ein Blick in den Spiegel den passenden Namen für den großen, hageren Mann, der mich mit verquollenen Augen ansah: Ritter von der traurigen Gestalt. Auf Grund der heftigen Blessuren und dem müden Gesichtsausdruck sowie dessen, was ich während des ersten Streckversuches in allen Knochen spürte, fand ich den Namen zutreffend. An die Versorgungsmaßnahmen der Krankenschwestern anknüpfend, begann ich äußerst zaghaft mit der Morgentoilette.

Von andauerndem Unbehagen begleitet, traute ich mich erst nach einer guten Stunde hinunter. Aber mit dem noch immer einmaligen Frühstück schoss mein Launebarometer prompt in die Höhe.

Was in vergangenen Wochen die Vorfreude auf diesen Platz begründet hatte, formte sich nun Stück für Stück aus verblasster Erinnerung erneut zum einzigartigen Erlebnis.

Von provenzalischen Düften beseelte Luft umschmeichelte in ihrer morgendlichen Jungfräulichkeit Körper und Geist. Das sanfte Licht der frühen Sonne tauchte Aquädukt und Umgebung in mediterrane Gelbtöne. Lange Schatten des Bauwerkes visualisierten die noch vorhandene Frische des Augenblicks. Schmerzen, die ich eben empfand, wichen Gedanken, die schnell in einem festen Vorsatz mündeten: Hier möchte ich in Zukunft leben.

Kurz entschlossen begann ich am selben Tag die Umgebung nach einem erschwinglichen, neuen Heim abzusuchen. Planquadrat für Planquadrat analysierte ich auf meinem auseinander klappbarem Netscreen-Bildschirm. Leider war er schon relativ alt sowie inzwischen zur Hälfte defekt und von daher nur noch bis zu vierundzwanzig Zoll auseinander klappbar. Die O-LED auf den restlichen Segmenten wurden nicht mehr versorgt. Ich erledigte die Online-Suche von meinem kleinen Lagezentrum aus. Nachdem ich jeweils ein Planquadrat analysiert hatte, verließ ich mein Hotelzimmer und fuhr alle in

Frage kommenden Gebiete ab. Nach und nach vergrößerte ich gezwungenermaßen den Radius meines Suchgebietes, denn irgend einen Makel fand ich an jedem Ort, entweder am Gebäude und Grundstück selbst oder die Umgebung gefiel mir nicht. Teilweise waren mir die Objekte aber schlicht zu teuer.

Endlich, südwestlich von Alès, am Rande der Cevennen, hatte die lange Suche Erfolg. Ich entdeckte am Fuße eines Hügels eine uralte Wassermühle. Schon aus der Entfernung beeindruckte mich der morbide Charme dieses sehr baufälligen, kleinen Gebäudes. Eine schmale Natursteinbrücke über den ausgetrockneten Bachlauf bildete die einzige Zufahrt auf das Grundstück. Der Hof war ungepflastert. Statt dessen hatte man Kalksteinsplitt aufgebracht. Deshalb war der Boden entsprechend staubig. Die Hitze staute sich hier extrem und tausend zirpende Grillen begleiteten das flirrende Aufsteigen der Luft. Zwischen Felsgeröll unterhalb des Hanges, wuchsen diverse Wildkräuter. Mengen von Thymian, Salbei und Lavendel verströmten ihre aromatischen Düfte. Besonders beeindruckten mich mehrere fast mannshohe Rosmarinbüsche. Der Garten formte sich aus zwei breiten Streifen links und rechts der Mühle, die von dem Geröll des Hügels jeweils bis zu der vorderen Grundstücksbegrenzung, also bis zur Bachböschung reichten. Der größte Teil der Pflanzen war leider gänzlich vertrocknet. An der Gebäudeseite zum Vorplatz rankte Wein als natürlicher Schattenspender über die hölzerne, baufällige Terrasse. Das Dach war löchrig, die Fensterscheiben ohne Ausnahme gebrochen und die Eingangstür stark beschädigt.

'Alles ganz schön renovierungsbedürftig, aber unübertroffen idyllisch gelegen. Ja, eben ziemlich weit ab vom Schuss. Besonders geräumig ist das Gebäude auch nicht. Egal, für einen Single wie mich wird der Platz wohl reichen', wägte ich ab.

Das alte Gebäude hatte es mir angetan und der Entschluss, es zu erwerben, war eigentlich schon im allerersten Moment

gefallen. Das Schild 'ZU VERKAUFEN' entfernte ich vorsorglich, um sicherer zu sein, dass mir niemand die Mühle vor der Nase wegschnappte.

Nach anstrengenden Monaten zog ich ein. Zwischenzeitliche Unterkunft, Kaufpreis und Renovierung hatten ungefähr zwei Drittel meines kleinen Vermögens verschlungen. Aber die Kosten und die Mühe hatten sich gelohnt, denn die Mühle war wieder zu einem Schmuckstück geworden.

Fehlende Ziegel des landestypischen Daches waren ergänzt, die Mauern aus grauem Naturstein ausgebessert worden. Tischler und Zimmerleute hatten Meisterarbeit geleistet. Die Terrasse, die kleinen Holzfenster mit ihren Fensterläden, Türen und Dielenfußböden wirkten fast wie neu.

Das Schwierigste und Teuerste war die Wiederherstellung von Mühlrad und Mahlwerk gewesen. Im Haus freute mich besonders der in den Kamin integrierte Schwenkgrill. Das leibliche Wohl sollte letztlich auf keinen Fall zu kurz kommen. Die von mir bevorzugten Küchenkräuter wuchsen ja wild in Hülle und Fülle. Einen Teil des Grundstücks hatte ich wegen meiner Vorliebe zu einem Kakteengarten umgestaltet. Stolz verbrachte ich die ersten Tage ausschließlich in meinem neuen Domizil. Die Einrichtung war zu diesem Zeitpunkt noch überschaubar, um nicht zu sagen äußerst spartanisch und auch dem entsprechend pflegeleicht.

Positiv gesehen, gab mir die Leere immerhin geistigen Freiraum. Ohne von weltlichen Aufgaben und Dingen abgelenkt zu werden, konnte ich mich ungestört und frei von jedem Druck der wichtigsten Überlegung hingeben, nämlich was ich in Zukunft tun und was ich lieber lassen sollte.

Trotzdem, auch ohne Druck fiel mir, dem Konzert der Grillen lauschend, auch an jenem Abend das Finden einer Antwort nicht leicht, nach reichlich Rotwein und einigen Pastis.

Aber, wie so oft im Leben, kam mir unerwartet der alte Freund Zufall zu Hilfe.

Auf meinem Irrweg durch den unbeleuchteten Garten, hin zum Toilettenhäuschen, stolperte ich und schlug lang hin.

Ärgerlich rappelte ich mich wieder auf und erkannte, dass mir ein hinterlistiger Holzklotz ein Bein gestellt hatte. Ich ergriff ihn sogleich, um eine Entschuldigung zu fordern. Doch auf Grund des dringenden Bedürfnisses ließ ich die Sache einstweilen auf sich beruhen. Auf dem Rückweg schmerzte mein Knie noch immer. Ich erinnerte mich an die tückische Attacke des Übeltäters und die intensive Kontaktaufnahme. Unsanft und ungehalten zerrte ich ihn fluchend mit ins Haus. In der guten Stube versuchte ich ihn davon zu überzeugen, dass er auf dem von mir bestimmten Stuhl sitzen bleiben sollte. Aber es gelang ihm mehrmals, sich meinem gezielten Griff zu entziehen. Endlich, zwischen Stuhl und Tisch eingeklemmt und damit sicher platziert, stellte ich den alten Knaben nochmals zur Rede. „He, du zerfurchter Franzose. Unlängst habt ihr mich schon einmal umgehauen.“

Mit dem Flackern der Petroleumfunzel veränderte sich die grobe Struktur des Holzes zu scheinbarer Mimik. Noch immer stinksauer, wollte ich diesem eigenartigen Typen eine Reaktion entlocken. Aber alle Bemühungen scheiterten. Er blieb stumm.

Bei genauerer Betrachtung meines Gegenüber kam mir ein Einfall. Unter Zuhilfenahme des vorhandenen Werkzeugs würde ich seine finster dreinschauende Miene erträglicher gestalten.

Meine gesamte Restmotorik nutzend, erschuf ich über Nacht 'Gilbert, den immer freundlichen Franzosen'.

Von einer lästigen Fliege geweckt, blickte ich an Flaschen und Gläsern vorbei, hinweg über eine verschmutzte hölzerne Fläche, die ich wenige Augenblicke später als Tischplatte erkannte, in ein breit grinsendes Gesicht. „Ach ja, Gilbert, du bist das.“ Die Sonne schien durch's Fenster direkt auf seinen Kopf und er genoss es zweifelsohne. Das konnte ich nicht, denn ich saß auf der Schattenseite. Vorsichtig versuchte ich meine Wange von der klebrigen Holzfläche zu lösen. Nachdem sich meine Haut wie von einem zu groß geratenen Heftpflaster abgetrennt hatte, erhob ich langsam meinen

bleischweren Schädel.

Bedächtigt quälte ich mich mit elenden Kopfschmerzen vom Tisch zur wenig komfortablen Nasszelle. Zwecks morgendlicher Körperpflege und zur Wiederbelebung schwappte ich mir, die dem Wasserkanister äußerst sparsam entnommene, lauwarme Flüssigkeit ins Gesicht. „Zu all dem Katzenjammer jetzt auch noch diese abgestandene Plörre.“ Immerhin half sie mir, meine Umgebung nach und nach wieder etwas präziser wahrnehmen zu können.

Zwischendurch drehte ich mich verunsichert öfter zu Gilbert um. Ich schloss in meinem Zustand nicht völlig aus, sein Grinsen sei trügerisch und er könne womöglich unbemerkt aufstehen.

„Gilbert!“, rief ich jetzt diplomatisch in seine Richtung. „Wir müssen eben miteinander klarkommen. Viel Platz brauchst du ja bestimmt nicht. Wir beide harren hier gemeinsam aus. Hier ist die beste Stelle, um abzuducken, so optimal im Lee des Hügels gelegen, ziehen selbst schlimme Unwetter vorbei. Bis zu diesem weißen Fleck auf der Landkarte haben es ja noch nicht einmal die Errungenschaften der modernen Zivilisation geschafft. Los! Sag schon deine Meinung, sonst bleib stumm. Gut, dann hast du somit also stillschweigend zugestimmt.“

Natürlich hatte Gilbert zu dem was ich sagte, keine Meinung, aber ich hatte eine scheinbare Lebendigkeit in ihm und damit in mir ein, bis dahin unentdecktes, Talent geweckt. Bereits in der Nacht war der Entschluss gefasst: Ab sofort bin ich Bildhauer.

Noch immer ziemlich benommen hielt ich nach mehr Verwertbarem Ausschau. Tatsächlich fanden sich hier und da, unter dem Dach oder zwischen Gerümpel einige ähnlich brauchbare Hölzer.

Die neue Tätigkeit wurde schnell zur Leidenschaft. Nach Gilbert entstand Michel, dann Jean Paul und als vierte Arbeit Marie. So ließ ich eine kleine Privatgesellschaft verschiedener, sonderbarer Temperamente erwachsen, welche mir ein Gefühl von Geborgenheit suggerierte. Leider waren mir mit

Maries Entstehung die Rohlinge ausgegangen. Ich verspürte eine solch starke Schaffenskraft, dass mir keine andere Wahl blieb, als mich sofort auf den Weg zu machen.

Entlang der nicht fernen Mittelmeerküste sammelte ich Treibhölzer, Knochen und alle möglichen kuriosen Gegenstände. Ich nahm mit, was ich zur Herstellung meiner skurrilen Figuren als geeignet erachtete.

Angekommen

Während ich meiner Kunst nachging, verstrichen die Monate fast unbemerkt. Zu drei vollen Jahren sparsamen Lebens hatten sie sich inzwischen summiert. Aus der Mühle war eine nahe zu perfekt eingerichtete Atelierwerkstatt geworden.

In Avignon präsentierte ich gerade meine erste Ausstellung. Endlich hatte ich ein paar Arbeiten zu einem recht guten Preis verkaufen können. Außerdem knüpfte ich ständig neue Bekanntschaften.

Den Kontakt zur Galerie hatte mir Pierre vermittelt. Er besitzt mit seiner Frau Claire ein Restaurant in der Innenstadt von Alès. Es ist ein schön eingerichtetes, typisch französisches Lokal. Zur Straße hat es auf gesamter Breite hohe Fenster, was die Gaststube bei Tag angenehm hell macht. Der Gast betritt erst einen kleinen, verglasten Windfang und durch eine zweite Glastür mit einem langen schrägen Bügelgriff die Gaststube. Etwas versetzt stehen rechts die Garderobe und ein Zeitungsständer. Auf der linken Seite beginnt sofort der Tresen. Er zieht sich, nach ungefähr fünf Metern in eine verglaste Speiseauslage übergehend, bis zum Ende der Wand. Unterbrochen ist er nur von einem Durchgang, hinter dem es direkt in die Küche geht. Im Gastraum stehen mehr als ein Dutzend relativ kleine, quadratische Holztische, mit meist karierten Tischdecken darauf. Grundsätzlich schmücken frische Blumen die Tische. An der Wand gegenüber der Fensterfront kann man auf mit Leder bezogenen Sitzbänken Platz nehmen. Davor stehen ebenfalls diese kleinen Holztische und die dazu passenden rustikalen, gepolsterten Stühle. Unter dem Strich ist es unbestritten ein besonders gemütliches Café und Speiselokal. Claires Essen schmeckt darüber hinaus äußerst lecker. Aber ehrlich gesagt, warum ich immer wieder und vor allem so oft hinfuhr, hatte noch einen anderen Grund. Pierres und Claires Tochter Camille arbeitet dort als Bedienung.

Nachdem ich Camille, sie war zu der Zeit Mitte dreißig, dort zum ersten Mal gesehen hatte, zog mich dieser Punkt

magisch an. Mit jedem Besuch wurde mir klarer, welch liebenswerter Mensch sie ist. Sie begegnet allen mit ihrer besonders zuvorkommenden Art. Mit ihrem Lächeln und dem sanften Blick projiziert sie ihre Warmherzigkeit nach außen. Ihre anmutigen Bewegungen und die freundliche Gestik vereinigen natürliche Eleganz mit Aufgeschlossenheit.

Doch da gab es ein riesiges Problem. Jedes Mal, wenn ich sie nur sah, hatte ich so einen lästigen Frosch im Hals. Ich war wohl mit den Landesspezialitäten noch nicht ausreichend genug vertraut, um ihn einfach herunter schlucken zu können. Camille, sie nahm mir die Sprache. Das hatte ich zuvor nie erlebt. Mit Pierre und Claire konnte ich mich bereits entspannt über alles Mögliche unterhalten. Gut, zumindest so weit es mein Französisch zuließ. Gegenüber Camille hingegen war ich zwar sehr freundlich aber doch ziemlich zurückhaltend, besser gesagt wortkarg und teilweise sogar so verlegen, dass es mir peinlich war.

Aber dann kamen jene Tage, an die ich mich oft und so gerne erinnere. Alles schien wie sonst, doch an diesem Abend glaubte ich mir nicht nur einzubilden, dass sie mich hin und wieder etwas länger anschaute. Einmal meinte ich Vertrautheit in ihren Blick zu erkennen, dann wieder Zweifel. Während sie mir das Essen servierte und den Teller auf meinen Tisch stellte, kam sie mir mit ihrem Kopf ungewöhnlich nah. Ihre etwas feuchte, leicht glänzende Haut verströmte einen betörenden Duft. Als sie sich wieder aufrichtete, streifte eine Strähne ihres Haares meine Wange. Ich hatte heftigst mit dem Frosch zu kämpfen und räusperte mich. Meine Unsicherheit war ihr nicht entgangen, denn sie fragte mich schmunzelnd, ob irgend etwas nicht in Ordnung sei. Ich stammelte völlig aufgelöst: „Merci, es ist alles viel besser als gut. Alles ist, alles ist bestens, meine ich“, fügte ich mit Mühe krächzend an.

Das Essen und die Zeit danach dehnte ich solange wie möglich aus. Ihren Vater hinter dem Tresen verwickelte ich in ein Gespräch. Ich erzählte die Geschichte von der Prügelei

in Avignon und der daraus resultierenden Erschaffung von 'Gilbert, dem immer freundlichen Franzosen'. Das brachte die Lacher auf meine Seite, auch das Lachen von Camille. Als ich schließlich ging, bemerkte ich im Augenwinkel, dass sie mir nach schaute. Ich nahm all meinen Mut zusammen, drehte mich um und blickte fest in ihre Augen. Sie stutzte, wodurch ich für einen Moment dachte, es wäre ihr unangenehm. Doch nach wenigen Sekunden beantwortete sie meinen Blick mit ihrem so liebenswerten und einzigartigen strahlenden Lächeln.

An diesem Abend war an Schlafen nicht zu denken. Die Distanz zwischen Camille und mir hatte sich verringert. Ich spürte ihre Nähe, glaubte sogar ihr Parfüm noch riechen zu können. In die Dunkelheit schauend, stand ich am Fenster und träumte mit offenen Augen von ihr. Dann wieder saß ich am Tisch, konnte aber an nichts anderes mehr denken. In der Werkstatt versuchte ich Ablenkung zu finden und an einer Skulptur weiter zu arbeiten. Nichts ging mehr. Ich konnte nur noch an Camille denken. Sie wurde immer präsenter. Ich erinnerte mich daran, wie sie vor ein paar Tagen, als ich durch die Stadt gefahren war, plötzlich meinen Weg gekreuzt hatte. Sie hatte das kurze grüne Kleid getragen, welches am Rücken so tief ausgeschnitten ist und diese hübschen Sandalen mit den bunten Bändern. Ihr Fahrradkorb war voller Blumen, die sie wohl für das Restaurant gekauft hatte. Ich konnte nicht anders als ihr ein Stück zu folgen. Ihr braunes Haar wehte im Fahrtwind. Die Sicht der Dinge verschob sich für den Moment. Eigentlich fuhr sie für mich gar nicht mehr Rad. In meiner Vorstellung ließen die flüssigen, dynamischen Bewegungen ihren Körper eher tanzen, ein Tanz, der von lebensbejahender Freude erzählte.

Mit den Erinnerungen spürte ich in der Hitze der Nacht ungehemmte Begierde in mir aufsteigen. Ich sah, wie sie lächelnd durch das Lokal lief und wie sie ihre langen Beine überkreuzend am Tresen stand. Ich sah, wie sie sich das brünette Haar aus dem Gesicht strich. Ich dachte an das

leichte Glänzen zwischen ihren Brüsten, die der Ausschnitt ihrer Bluse im Ansatz freigab. Wenn meine Ruhelosigkeit keine schlimme Krankheit bedeutete, da war ich mir jetzt ganz sicher, konnte ich mich wohl nur bis über beide Ohren in sie verliebt haben.

Es dämmerte schon, als ich mir endlich ein Herz fasste, ihr einen Brief zu schreiben. Ich suchte mir das schönste Blatt Papier und nahm meinen Lieblingsstift. *Liebe Camille, ...*

Das Schmuckpapier landete im Korb, ich war völlig aus der Übung. Ich suchte mir das zweitschönste Blatt Papier und kaute auf meinem Lieblingsstift herum. 'Nun, Gabriel, schreib schon. Schreib doch einfach was du heute Nacht empfunden hast, jedoch formuliere es etwas zurückhaltend.' Ich schrieb ...

Liebe Camille,

als ich gestern Abend ging, hatte ich die Empfindung Du wärst noch bei mir. Ich hoffe, dass mein Gefühl nicht täuscht und mich Deine Gedanken, wenn auch nur ein kleines Stück, begleitet haben.

Plötzlich stehst Du vor allem. Gleich, ob ich die Hände vor mein Gesicht halte oder in die Sterne schaue. Wenn ich nicht bei Dir bin, kann ich nicht mehr bei mir sein, denn meine Gedanken sind ständig bei Dir.

Ich höre Deine sanfte Stimme und sehe Dich in Deiner liebevollen Art, mit Menschen umzugehen. Ich sehe Dich durch das Restaurant laufen. Wie schön Du bist!

Ich wünsche mir, in Deinen facettenreichen grünen Augen zu versinken. Deine Wangen gleichen, als wären sie mit Rouge betupft, der weichen Schale eines himmlischen Pfirsichs.

Wenn ich sie doch nur einmal küssen dürfte.

Gerne würde ich mit Dir zu Abend essen, um mehr von Dir zu erfahren.

Dein Gabriel

Ich schlug mein Französisch-Wörterbuch zu und betätigte mich gleich am Vormittag als Briefträger.

Aufgeregt, wie selten in meinem Leben, betrat ich am frühen Abend das Lokal. Schon beim Öffnen der Tür bemerkte ich, dass ich der erste Gast war, wodurch ich mich der Situation noch stärker ausgeliefert fühlte. Pierre sah mich kurz mit einem sehr überrascht wirkenden Gesicht an und grüßte wie aus der Pistole geschossen: „Oh, bon soir Gabriel. Du bist ja heute früh dran.“ Dazu grinste er schelmisch, ein bisschen wie Gilbert.

„Bon soir Pierre“, gluckste ich heiser, „alles klar bei Euch?“ Er nickte, grinste und antwortete verzögert. „Ja natürlich, bei uns ist alles klar.“

Von Camille und Claire war nichts zu sehen. Zögernd setzte ich mich an meinen Lieblingstisch am Fenster und spielte verlegen mit dem Salzstreuer. Pierre nahm eine Flasche Wasser aus der Kühlung, stellte sie mit einem Glas auf ein Tablett und grinste schon wieder zu mir herüber. Mir blieb nichts anderes, als zurück zu grinsen. Mein Herzklopfen wurde stärker und in mir stiegen enorme Hitzewellen auf. Schweißperlen bildeten sich auf meiner Stirn. „Es ist extrem heiß heute, findest Du nicht auch Pierre?“

„Dein Wasser kommt schon“, antworte er, brachte es mir und ging in die Küche. Von Camille war immer noch nichts zu sehen. Ich dachte verunsichert über den Brief nach. Die Minuten vergingen. Mehr und mehr geriet ich in Zweifel.

Der Salzstreuer fiel mir aus der Hand. Camille kam aus der Küche in den Gastraum. Sie trug das am Rücken tief ausgeschnittene Kleid und die bunten Sandalen. Mich keines einzigen Blickes würdigend, ging sie zu einem Tisch, zog die Tischdecke noch gerader als sie sowieso schon war, lockerte den kleinen Blumenstrauß, welcher vorher schon perfekt ausgesehen hatte und rückte die Vase ein wenig hin und her, bis sie wieder genau dort stand, wo sie vorher bereits gestanden hatte. Mit der linken Hand die Taille umfassend, ein wenig im Stil eines Modells auf dem Laufsteg, ging sie zum

nächsten Tisch. Sie zog die Tischdecke noch gerader, lockerte den Blumenstrauß, rückte die Vase ein wenig hin und her, bis alles genau so war wie vorher. So ging es von Tisch zu Tisch eine ganze Weile weiter.

Jetzt war nur noch mein Tisch übrig. Camille drehte sich in meine Richtung, mit nachdenklichem Minenspiel und ein bisschen von oben herab blickend. Sie kam langsam auf mich zu, stellte sich vor mir auf und holte ganz tief Luft. Dabei schaute sie mich mit ganz leicht zusammengekniffenen Augen musternd an.

„Hallo Camille“, kam es gedrückt wie von einem Bauchredner über meine Lippen.

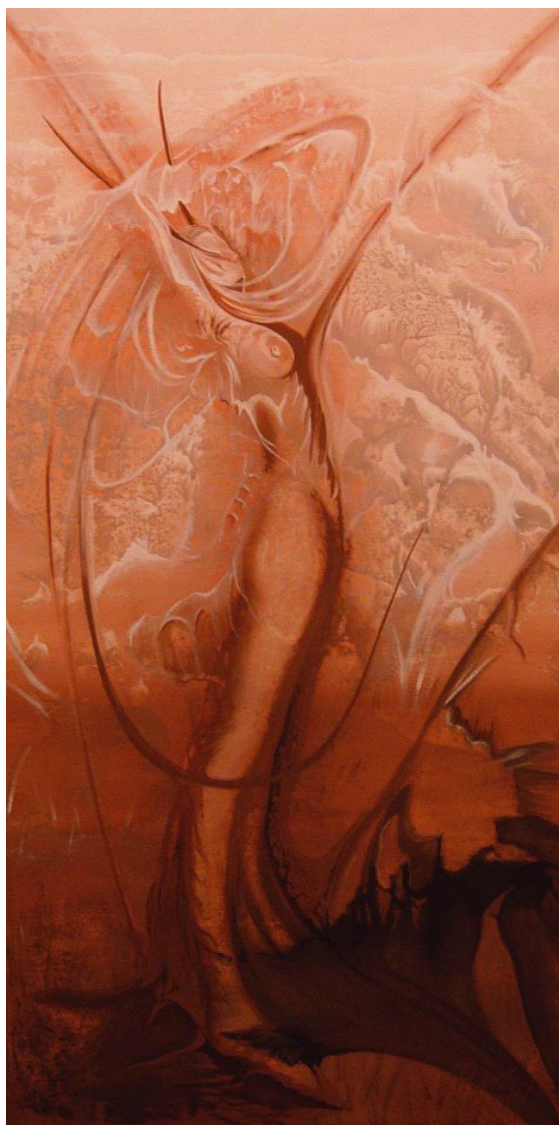
Sie wechselte als Antwort lediglich das Standbein, stellte den Salzstreuer auf und nahm die Vase mit den frischen Blumen. In gespielter Versunkenheit roch sie daran. Über die Blüten des Straußes hinweg sah sie mir in die Augen, nickte sanft mit ihrem Kopf und sagte beiläufig: „Mit einem Verrückten habe ich noch nie zu Abend gegessen.“ Es folgte eine Pause, eine in der Sekunden zu einer scheinbaren Ewigkeit werden können. „Heute“, fügte sie dann leise hinzu, „heute habe ich Lust dazu, aber nur, weil es mir gerade so gefällt.“

Sie setzte sich zu mir und ließ mich ihren betörenden Körpergeruch aufnehmen. Provozierend näherte sie ihre linke Wange meinem Gesicht. „Hast Du eigentlich schon einmal einen Pfirsich geküsst?“, fragte sie lächelnd.

Es wurde der schönste Tag meines Lebens. Bis tief in mein Herz durfte ich es noch an diesem Abend von ihr erfahren. Camille, sie liebte mich, so wie auch ich sie liebte. Meine Gefühle schwebten in das Paradies.

Neben den von mir erschaffenen holzköpfigen hatte ich wirkliche Freunde gewonnen. Mein Französisch wurde in der alltäglichen Kommunikation schnell perfektioniert. Es lag in erster Linie an Camille und auch zu einem nicht unerheblichen Teil an den regelmäßigen Besuchen bei ihren Eltern. Sie sprachen nur ein wenig englisch und noch viel weniger deutsch.

So begann ich schon bald französisch zu denken.



Die Rückkehr des Wassers

Es war für mich wieder an der Zeit auf Beschaffungsfahrt zu gehen.

Liebend gern hätte ich Camille mitgenommen, aber sie war leider im Lokal ihrer Eltern unentbehrlich. Also musste ich wohl oder übel allein fahren. Die Strecke sollte diesmal länger sein. Unten im Süden Spaniens wollte ich Steine, Muscheln und all das Zeug, was das Meer so an die Küste spült, suchen. Oben in den Pyrenäen spekulierte ich besonders auf die Wurzeln der vom Sturm ausgerissenen Bäume.

Die Rücksitze meines Vans hatte ich herausgenommen und einen Hänger geliehen, um möglichst viel mitnehmen zu können. Unbeladen nach Südspanien, Sprit sparend war der Plan, bei den hohen Preisen für Diesel. Dann in die Berge der Pyrenäen und voll laden. Von dort wollte ich mich heimwärts hinab rollen lassen.

'Buenos dias, España. Keine Strecke für einen alten Kilometerfresser wie mich', waren meine ersten Gedanken beim Überqueren der spanischen Grenze. 'Gutes Timing. Früh los und in den Tag hineinfahren.'

Nach einiger Zeit bemerkte ich, dass die Dichte an Militärfahrzeugen Richtung Süden deutlich zu nahm, konnte mir aber keinen Reim darauf machen.

Nachdem ich zum Meer hin abgebogen war, fuhr ich auf eine Straßensperre zu. Man fragte mich, was ich hier wolle und besonders hartnäckig warum ich mit leerem Gespann unterwegs sei. Erst nach langen und schwierigen Erklärungen durfte ich passieren.

Ich konnte es kaum fassen. Die Küste war eine Großbaustelle und vom eigentlichen Strand nichts mehr übrig. Das Wasser reichte bis an die einstige Vegetationsgrenze. Strandcafés, Campingplätze und sogar ganze Hotelanlagen wurden in das Hinterland versetzt. Soweit der Blick reichte, begrenzte diese endlose Baustelle die Küste. Draußen patrouillierten Schnellboote, an Land Soldaten.

Den Grund für den Stopp an der Zufahrtsstraße erfuhr ich bei einem Pastis aus meinem Bordkühlschrank und einer guten Gauloise von zwei Soldaten. Anfangs offensichtlich nur vom Dienst angeödet, wurden sie nach dem zweiten Schluck schon gesprächiger. Sie erzählten mir, was hier vor sich ging. Massen von Afrikanern würden versuchen das europäische Festland zu erreichen.

Sie hätten Verständnis für die armen Teufel. „Leider unmöglich, nur daran zu denken, sie alle aufzunehmen. Du siehst ja selbst, was hier los ist.“

Einige Zeit herrschte betretenes Schweigen. Ich bot mit gesenktem Kopf noch eine Zigarette an und sagte nur: „Keine gute Zeit zur Zeit. Wollen wir trotzdem noch ein Glas nehmen?“

Juan, der ältere von den beiden, wurde langsam wieder gefasster. Während er mit seinen kräftigen Händen das Glas umschloss, als wolle er es zerdrücken, erwachte in seinen Augen neuer Mut. „Die Suppe, die man uns eingebrockt hat, musst auch Du mit auslöffeln. Die Verantwortlichen werden daran ersticken. Dafür werden wir sorgen, das glaube mir. Der Rest verteilt sich auf viele kleine Löffel. Wir rücken hier in Spanien dichter zusammen, denn viele Gegenden sind unbewohnbar geworden, schlicht zu Wüsten geworden. Schau nach Afrika, da geht gar nichts mehr. Aber wir werden es schaffen.“

Sie erlaubten mir noch über Nacht hier zu bleiben. Außerdem nannten sie mir Stellen, wo man Bauschutt und Treibgut zusammen geschoben hatte.

Der Tipp der Spanier hatte sich als sehr hilfreich erwiesen, denn am folgenden Tag fand ich innerhalb weniger Stunden mehr als ich mitnehmen wollte. Den frühen Abend verbrachte ich noch einmal mit den beiden Soldaten. Wir führten angenehme Gespräche über Frau und Familie. Fast so, als wären wir Freunde, verabschiedeten wir uns und ich machte mich auf den Weg in die Pyrenäen. Voller Sehnsucht dachte ich unentwegt an Camille. Sie fehlte mir sehr.

Wieder auf der Autobahn sah ich irgendwann im Rück-

spiegel eine Gruppe Dunkelhäutiger über die Fahrbahn laufen. Manche schafften es trotz des militärischen Sperrgürtels bis hier her.

So nah an ihrem Leid verspürte ich tiefe Anteilnahme. Der Abstand zu den Problemen des Klimawandels, den ich meinte gewonnen zu haben, war auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Die Entwicklung, vor der ich mich drei Jahre hatte verstecken können, erlebte ich gerade in deutlichster Präsenz.

Müdigkeit überfiel mich und ich hielt am nächsten Parkplatz. Sicherheitshalber verriegelte ich die Autotüren, um nicht von nächtlichen Besuchern überrascht zu werden. Ich schlief schnell in meinem Liegesitz ein und träumte von Geschehenem. Ich träumte von der Odyssee afrikanischer Menschen.

'Im Ladendeck der Seelenverkäufer zusammengepfercht, sind sie ihrem ungewissen Schicksal ausgeliefert. Stürmische See peitscht das Deck. Wasser prasselt durch die Ritzen der Ladeluken auf die Flüchtlinge. Das Prasseln wird lauter und der Sturm heulender. Ein kräftiger Ruck geht durch die Wandungen ...'

Ich erwachte. Eine Sturmfront mit wolkenbruchartigem Regen zog über mich hinweg. Unter einem Wasserfall hätte die Menge, die an den Autoscheiben herunter rann, nicht viel größer sein können. An den hinteren Scheiben drückten Zweige gegen das Glas. Im ersten Moment dachte ich, das Fahrzeug wäre rückwärts gegen die Begrenzung des Parkplatzes gerollt, bis ich realisierte, dass eine Pinie auf den Hänger gestürzt war. Durch die beschlagene Heckscheibe war der deformierte Anhänger unter dem Baum kaum noch auszumachen. 'Verdammt viel Glück gehabt', aber der Schreck saß mir in den Gliedern. Wie aus einem Aquarium in die Runde spähend, hielt ich nach anderen Bäumen Ausschau, die womöglich das Auto treffen könnten. Als ich mich ausreichend vergewissert hatte, dass keine weitere Gefahr bestand, wartete ich ungeduldig auf das Nachlassen von Sturm und Regen. Nach Stunden konnte ich endlich



aussteigen. Knöcheltief im Wasser stehend, kuppelte ich den Hänger ab. Mit ihm war nichts mehr anzufangen. Ich war heilfroh, unverletzt davon gekommen zu sein. Das Restprogramm hatte sich damit erledigt, denn auch der Van war bereits voll beladen. Ich verließ den kleinen See, welcher sich auf dem Parkplatz gebildet hatte, und preschte los.

Müde von der anstrengenden Fahrt, es hatte die gesamte Zeit über weiter geregnet, erreichte ich endlich den Schotterweg, der zur Mühle führte. Bereits nach wenigen Metern wich die Müdigkeit spontaner Euphorie, denn schon aus der Entfernung sah ich begeistert, wie sich das Mühlrad drehte. „He, Gilbert, siehst du das?“, rief ich beim Aussteigen. „Das Mühlrad, es bewegt sich! Der Regen lässt den Bach fließen.“ Der hier jahrelang ersehnte Regen war Anlass, am Wochenende zum Mühlenfest einzuladen. Mit Freunden und vielen, die beim Ausbau der Mühle geholfen hatten, feierten wir bis spät in die Nacht die Rückkehr des Wassers und dass die Wassermühle ihrem Namen endlich wieder gerecht werden konnte. Noch während des Festes besprach ich mit den Handwerkern, wie die Kraft des Wassers sinnvoll für meine Zwecke zu nutzen wäre.

Es dauerte nicht lange und das Mühlrad sorgte für elektrischen Strom. So konnte ich auf das Aggregat mit Spitznamen Güllepumpe verzichten. Eine andere Übersetzung trieb ein Hammerwerk an, das mich in die Lage versetzte Metallarbeiten leichter ausführen zu können.

Die ab diesem Zeitpunkt regelmäßigen Regenfälle hatten bald den Segen für Land und Leute gebracht. Die Umgebung war nach und nach aufgefrischt und so konnte neue Kraft erwachsen. Die Dürre geriet im Laufe der Zeit in Vergessenheit. Das Leben in Europa ordnete sich zusehends. Hoffnung war erwacht, es würde langsam alles zurück ins Gleichgewicht pendeln.

Und für mich hatte mit der Rückkehr des Wassers die erfolgreichste Schaffensperiode begonnen. Ich war ein angesehenes Mitglied der französischen Gesellschaft gewor-

den und nahm dies zum Anlass, meinen ehemaligen Freunden zu schreiben. Würden sie sich nach so langer Zeit noch an mich erinnern? Ich fügte jedem Schreiben eine Einladung bei, mich doch einmal zu besuchen.

Der Winter hatte viel Kälte, das Frühjahr und der bisherige Sommer ungemütliches Regenwetter gebracht. Darum machte mir der Kakteengarten nicht besonders viel Freude.

Meine Arbeit erledigte ich vorzugsweise drinnen. Ich hatte reichlich zu tun, denn die Nachfrage hinsichtlich meiner Skulpturen war enorm gestiegen. Besonders beachtet war eine bestimmte Serie von Arbeiten. Sie zeugte von der Tragik des Geschehens auf den afrikanischen Flüchtlingschiffen. Ich hatte die Krümmungen von hohen Wellen und Schiffsrümpfen in die gebeugte Haltung der Gepeinigten übergehen lassen. Das dunkel gebeizte Holz der Skulpturen hatte ich meist mit geschwärztem Metall kombiniert. Hell waren lediglich die nach vorn gerichteten Augen der Bootsflüchtlinge. Hoffende Augen, die durch die Finsternis der Nacht verzweifelt nach Land Ausschau hielten.

Ein Viertel der Einnahmen spendete ich für die Welthungerhilfe, was mein Gewissen einigermaßen beruhigte. Denn manchmal zweifelte ich, ob es richtig sei, das Leid dieser Menschen in meiner Kunst darzustellen und damit Geld zu verdienen. Obgleich ich damit ja half, ihre Probleme in den Blickpunkt der Öffentlichkeit zu rücken.

Das Restaurant von Camilles Eltern war nach Umbau und Platzierung meiner Arbeiten zum Szenetipp geworden. Sie hatten eine weitere Bedienung und eine Küchenhilfe anstellen können. So hatten Camille und ich mehr Zeit für einander. Diese verbrachten wir dank des schönen Spätsommers und Herbstes zum großen Teil draußen in der Natur.

Das nächste Jahr begann bereits mit angenehmeren Temperaturen. Bis September erlebten wir einen Sommer, wie er für Südfrankreich nicht typischer hätte sein können.

Doch das schöne Wetter war trügerisch, denn aus heiterem Himmel änderte sich dies im Oktober.

Schwere Gewitterstürme mit katastrophalem Hagelschlag waren die Vorboten. Der folgende Dauerregen ließ meinen beschaulichen Bach zu einem reißenden Wasserlauf werden und weit über die Ufer treten. Das Grundstück stand schnell komplett unter Wasser. Zu meinem Glück wurde oberhalb der Mühle ein Stück der Böschung weg gespült und so ein Großteil des aus den Bergen herabstürzenden Wassers in eine andere Richtung abgeleitet. So hielt sich der Schaden auf dem Grundstück in Grenzen. Aber es schien als wolle der Regen nicht mehr enden. In den Niederungen markierten die Flüsse noch nie gemessene Hochwasserstände. Die überschwemmten Flächen waren deutlich größer als jemals zuvor. Erst nach zwei Wochen wurde die Lage überschaubarer. Jetzt konnte man das ganze Ausmaß der Verwüstung ermessen. Viele hatten ihr Leben gelassen. Tausende waren obdachlos. Für die Beseitigung der Schäden und die Unterstützung der Opfer wurde unbürokratisch ein hoher Sonderetat zur Verfügung gestellt.

Nach dem Wasser überzog jetzt eine Welle der Solidarität das Land. Bald stand eine große Zahl freiwilliger Helfer aus nah und fern den Betroffenen zur Seite. Wer nicht mit den eigenen Händen half, tat dies durch Sach- oder Geldspenden.

Es sollte Mitte Januar werden, bis ein anderes Thema in der französischen Gesellschaft und den Medien vorherrschte.

Der Kälteschlag im Norden

Die ersten Bilder von weißer Naturgewalt erreichten uns aus dem Norden.

Mengen, wie sie hier als Regen gefallen waren, kamen dort als Schnee herunter. Die Temperaturen in Skandinavien unterschritten vierzig Grad minus. Die Energieversorgung brach vielerorts zusammen und Lebensmittel wurden knapp. Immer größere Gebiete waren von der Außenwelt abgeschnitten. Die Flucht Richtung Süden war nach kurzer Zeit nicht mehr möglich. Viele, die es dennoch versuchten, erfroren in ihren Autos. Rettungsversuche von Polizei und Militär wurden aussichtslos. Was undenkbar schien, wurde zur bittersten Realität. Schnee und Kälte begruben die nordeuropäischen Länder unter sich.

Und mit jedem Tag reichte die Macht der weißen Stille weiter in den Süden. Eis zog sich über die Nord- und Ostsee. In den Benelux-Ländern, in Deutschland und Polen lagen die Temperaturen jetzt bei fünfunddreißig Grad minus. Die Schneefälle nahmen weiter zu. Erneut waren Menschen auf der Flucht. Die Nachrichten aus Nordeuropa hatten sie in Panik versetzt. Alles drohte außer Kontrolle zu geraten, bevor der Wetterbericht versprach, was spürbar werden sollte.

Der Arm des arktischen Winters zog sich allmählich zurück. Aber was er unter seiner Hand freigab, war nicht nur feuchtes Land in Erwartung des Frühlings. Je nördlicher, um so unvorstellbarer, was sich offenbarte. Der materielle Schaden warf die Volkswirtschaften der betroffenen Länder um Jahre zurück. Weitaus tragischer waren die Verletzungen, welche seine gnadenlose Härte der Menschlichkeit zugefügt hatte. Die Wunden würden Narben hinterlassen, die von Grauenvollem zeugten. Über das, was geschehen war, sollten noch in ferner Zukunft Legenden erzählen. Faustrecht hatte geherrscht, ausgeübt in Plünderung, Vergewaltigung und Mord. Das Menschliche war in allen Dimensionen entartet, bis hin zum Kannibalismus.

Trauer und Mitleid für die Opfer, Ekel und Verachtung ge-

genüber den Tätern, beschrieben nicht annähernd die Gefühle, die denjenigen überfielen, der davon erfuhr. Europa war traumatisiert.

Auch wir waren nicht mehr dieselben, obwohl wir im Süden glimpflich davon gekommen waren. Die Wärme des Kamins hatte uns vor der vergleichsweise mäßigen Kälte schützen können, aber der Schock gravierte das Geschehene scharf in unser Inneres. Die Herzen schmerzten, als würden sie von Eiszapfen durchbohrt. Ein frostiger Schatten umschloss die Gedanken. Camille hatte ich zum ersten Mal weinen sehen. Zwar konnte ich sie in meinen Armen halten, aber es gab nichts, was sie wirklich hätte trösten können. Um Camille vor dem gänzlichen Verlust ihres Glücks zu bewahren, erzählte ich ihr nichts von den Vorahnungen, die mich seit Jahren begleiteten, noch über die inzwischen furchtbare Gewissheit. Ich sah deutlich das vom Menschen Herausbeschworene. Die Natur gebärdete sich, als wäre sie eines mächtiges Untier.



Zehntausend Jahre, seit der letzten Eiszeit, hatte es geschla-

fen. Ruhig und gleichmäßig atmend, hatte es über unserem Globus gelegen, wie davor ewig nicht mehr. Naturvölker hatten erstmals die Gelegenheit Hochkulturen zu entwickeln. Aber sie verlernten dabei, im Einklang mit ihrer Umwelt zu leben. Das Wesen schlief trotzdem weiter. Wenn es sich wälzte und dabei sein Arm einmal hart aufschlug, war es die Ausnahme.

Der Mensch überzog die Erdkugel weiter mit seinem Netz. Seit der Industrialisierung berührte er das Wesen immer öfter, dessen Schlaf inzwischen schon unruhiger geworden war. Mahnende, die davor warnten, es zu sehr zu reizen, hatte man, wenn überhaupt, zu spät ernst genommen. Tatsächlich blieben sie eher ungehört oder wurden ins Abseits gestellt.

Letztlich war das Wesen erwacht. Schon im Halbschlaf hatte es fauchend um sich geschlagen, dann wütend brüllend mit seinem ersten mächtigen Hieb den Norden getroffen.

Wie einfältig bin ich doch gewesen.

Auch ich hatte mich beirren lassen, damals von der Wiederkehr des Regens zum Ende meiner Spanienreise. Er hatte meine Gedanken verklärt. Blind vor Freude hatte ich mich über die wahre Entwicklung hinwegtäuschen lassen.

Was blieb jetzt noch, außer auf Chaos und Anarchie zu warten? Weglaufen kam diesmal auf keinen Fall in Frage. Wohin auch? Hier hatte ich einen vermeintlich sicheren Platz gefunden und hier war Camille. Ich musste mich so gut wie möglich darauf vorbereiten, die kommenden unsicheren Zeiten zu überstehen. 'Aber wie?', fragte ich mich.

Nachts geisterte Eigenartiges durch meine Träume und Angst ergriff mich. Ich musste etwas tun, für den Fall der Fälle, Schutzmaßnahmen treffen. Denn als Schlimmstes befürchtete ich ja den Ausbruch einer Anarchie. Auch brauchte ich für Camille jeweils eine passende und gleichzeitig plausible Erklärung. Sie hätte sonst meinen können, ich leide unter Verfolgungswahn.

Ich ließ die Brücke durch ein Tor sichern. Das Grundstück begrenzte bald eine hohe Mauer. Scheinwerfer erleuchteten,

von Bewegungsmeldern gesteuert, das gesamte Gelände. Eingangstür und Fensterläden verstärkte ich, außerdem ergänzte ich sie mit zusätzlichen Riegeln und Schlössern. Camille erklärte ich, dass Kunstdiebstähle stark zunähmen. Hier draußen sei daher ein gewisser Selbstschutz nützlich.

Unter dem Vorwand, einen äußerst solventen Kunstinteressenten zu besuchen, fuhr ich nach Marseille. Der wahre Grund war ein ganz anderer. Ich kaufte in der wohl übelsten Spelunke des Hafenviertels gleich mehrere Schusswaffen. Später verbarg ich sie unter dem Dach. Ich schachtete einen Keller aus. Die Lagerfläche hätte nicht mehr ausgereicht, gab ich Camille als Begründung. Heimlich besorgte ich Lebensmittelvorräte und verwahrte sie im neuen Keller in abgeschlossenen Metallschränken.

Als finale Sicherungsmaßnahme installierte ich eine Überwachungskamera.

Es war August, als ich endlich mit den getroffenen Vorkehrungen zufrieden war. Abends verließ ich meine kleine Festung und fuhr zu Camille. Das Restaurant hatte Ruhetag. Wir schauten uns bei ihren Eltern gemeinsam ein Europapokal-Halbfinale im Fußball an. Paris spielte gegen München. Pierre, Camilles Vater, war wegen des Pariser Sieges nach dem Spiel bester Stimmung.

Die anschließenden Nachrichten nahm er nicht mehr wahr. Zu sehr hatte er sich in euphorischen Kommentaren und der Spielanalyse verstrickt. Sein laut geführter Monolog erreichte mein nur auf halben Empfang geschaltetes rechtes Ohr, mit dem linken hörte ich Nachrichten. Camille gab mir einen Kuss und wandte sich dann wieder ihrer Mutter Claire zu.

Den Nachrichten folgte eine Sondersendung. Der letzte Winter mit seinen verheerenden Folgen beschäftigte die Medien nach wie vor. Nordbritannien und Skandinavien erfuhren jegliche Unterstützung Europas. Trotzdem verließen viele der Einwohner ihre Heimat, vorwiegend Familien mit Kindern. Die Politiker riefen zur Besonnenheit auf. Die Flucht in den Süden wäre nicht der richtige Weg, denn es sei sehr unwahr-

scheinlich, dass sich ein so kalter Winter wiederholen würde. Trotzdem träfe man forciert Vorkehrungen, um eventuellen Extremen besser begegnen zu können. Riesige Nahrungsmitteldepots würden eingerichtet. Dort gäbe es Spezialnahrung, deren Menge mindestens für drei Monate ausreichen würde. Große öffentliche Gebäude, ausgestattet mit eigenen Notstromaggregaten und den nötigen Energiereserven, könnten außerdem sicheren Schutz vor der Kälte bieten. Die Sicherheitsorgane würden entscheidend verstärkt. Europaweit gründe man eine Garde. Die 'Europäische Garde' wäre eine höchst flexible und mobile Truppe, zusammen gesetzt aus Polizei, Militärs und Katastrophenschutz. Speziell ausgebildet, trainiert und ausgerüstet, stünde ihr Einsatz kurz bevor. Sie wäre der Garant, jederzeit Krisenhilfe leisten zu können sowie die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

„... es ist sehr unwahrscheinlich, dass sich ein so kalter Winter wiederholen wird.“ Das hatten sie tatsächlich in den Nachrichten behauptet. Die Verantwortungslosigkeit dieser Äußerung war mir unbegreiflich. Nicht ein einziger Klimaforscher war zu Wort gekommen. Wer hatte sich zuvor in den Schaltzentralen der Macht durchgesetzt? Zig Millionen Menschenleben waren der Einsatz, mit dem gespielt wurde. Steckten selbst in dieser dramatischen Situation noch immer wirtschaftliche Interessen hinter der beharrlichen Kurzsichtigkeit? Fest stand, dass die Filterung in der Berichterstattung ein Marker für den bereits begonnenen Verlust der Pressefreiheit war.

Der Physiker hatte es schon damals, vor neunzehn Jahren, auf der Erdbeerparty vorausgesagt. Als wäre es erst gestern gewesen, so klar und so nah war die Erinnerung an seine Worte. Speziell waren mir seine zynischen Ausführungen über die Relativität von Zeitabschnitten zum menschlichen Bewusstsein im Gedächtnis.

„Das Klima war mindestens zweihundertfünfzigtausend Jahre

relativ instabil. Das ist unbestreitbar ein relativ langer Zeitraum. Erst seit zehntausend Jahren ist das Klima relativ stabil. Das ist im Vergleich zu den zweihundertfünfzigtausend Jahren ein relativ kurzer Zeitraum. Hingegen sind für uns Menschen zehntausend Jahre eine enorm lange Zeit. Das ist sogar länger, als 'Seit Menschengedenken' beschreibt. Darum ist es für uns schwer vorstellbar, für viele sogar unvorstellbar, das Klima könnte wieder relativ instabil sein. Obwohl es, durch uns selbst verursacht, wahrscheinlich ist.“

'Der Physiker', dachte ich, 'was wird aus ihm geworden sein?'

„Ich glaube, es geht ihm gut“, hörte ich Camilles Stimme.

„Es geht ihm gut?“, fragte ich irritiert.

„Ich hoffe zumindest, dass es ihm gut geht“, schränkte Camille Claire gegenüber ein, während ihre Hand kräftig meinen Arm drückte.

In diesem Moment bemerkte ich erschrocken, dass ich wohl in meiner Versunkenheit etwas besorgniserregend auf die Frauen gewirkt hatte.

Beruhigend lächelte ich Camille an, umarmte sie und flüsterte ihr ins Ohr:

“Keine Sorge, es geht mir wirklich gut. Wie sollte es mir auch schlecht gehen? Du bist ja bei mir.“

Am Meer

Schon am nächsten Wochenende sollte es uns blendend gehen. Unser erster gemeinsamer Urlaub begann. Wir wollten Abstand von den vergangenen Geschehnissen gewinnen. Camille hatte eine kleine Fischerkate mit Blick aufs Meer angemietet.

Am frühen Abend erreichten wir unser Ziel.

Um uns nach der langen Fahrt die Beine zu vertreten und frische Luft zu schnappen, gingen wir spazieren. Durch steil abfallende romantische Gassen führte der Weg zum Ortskern. Der Wohlgeruch von gebratenem Fisch lud uns ein, am letzten freien Tisch eines Restaurants zu verweilen. Der Marktplatz, an dem wir saßen, öffnete sich gegenüber einer romanischen Kirche hinunter zum Hafen. Von dort trug eine leichte Brise den belebenden Geruch des Meeres hier ins Zentrum der Gemeinde, wo sich während der Abendstunden das beschauliche Leben konzentrierte.

Wären wir nicht sicher gewesen, dass wir uns im wirklichen Leben befinden, hätte es nur Teil einer perfekten Inszenierung von Jacques Tati sein können. In dieser wollte er gerade eine gesellschaftliche Idylle als das Wertvollere der rastlosen Moderne entgegenhalten.

Fischer waren mit der ihnen eigenen Gemächlichkeit beschäftigt, ihre Netze für den nächsten Fang klar zu machen. Angler verharrten ruhig am Wasser, als wäre ihnen die Zeit verloren gegangen. Alte Frauen saßen im Gespräch vertieft beieinander. Männer warfen routiniert ihre Boulekugeln. Sie ließen sich weder Erfolg noch Misserfolg, weder Sieg noch Niederlage anmerken. Jugendliche scherzten oder flirteten miteinander. Kinder spielten und lachten laut oder aßen bereits mit ihren Eltern zu Abend. Auch uns schmeckte das Essen, sogar vorzüglich. Es wurde jedoch hin und wieder durch unsere Verliebtheit zu einer wunderbaren Nebensächlichkeit.

Die Nacht endete und ein Urlaubsmorgen begann, allerdings ohne dass wir unter dem Strich besonders lange geschlafen

hatten. Die Unruhe, die ich in mir trug, ließ mich schon mit dem leise hörbaren Motorengeräusch der hereinkommenden Fischerboote erwachen. Vorsichtig löste ich mich aus Camilles Umarmung, verließ langsam und leise das Bett und ging zum Fenster. Friedlich wirkte der Morgen in seiner windstillen Diesigkeit. Ich wünschte, ich könnte diese Stille auch in mir spüren. Die ersten Sonnenstrahlen zeigten sich über der östlichen Silhouette der Bucht und erwärmten die Farben auf der Westseite.

Camille lag noch in völliger Entspannung im Schlaf versunken. 'Camille, meine Liebste', dachte ich, 'wie lange kann ich uns noch vor der Gefahr schützen?' Wieder aus dem Fenster schauend, fragte ich mich, was dafür zu geben und worauf zu verzichten ich bereit wäre, um all dieses so scheinbar Selbstverständliche bewahren zu können? Oder hatten wir nicht sogar das Recht auf Erfüllung dieses einen bescheidenen Wunsches, auf die Erhaltung unseres Lebensraumes?

Camilles Lippen berührten meinen Nacken. „Ich spüre schon länger, dass Dich etwas bedrückt“, hörte ich leise. Sie schmiegte sich so fest an mich, als wären unsere Körper miteinander verwachsen. „Erzähl mir“, fuhr sie mit zärtlicher Stimme fort. „Wenn Du willst, auch später. Aber erzähl es mir bitte, bevor es zu schwer in Dir wiegt.“

„Habe ich Dich doch geweckt?“, entschuldigte ich mich bei ihr. „Ich werde es Dir ganz bestimmt erzählen, aber bitte lass mir noch etwas Zeit“, versprach ich. „Am liebsten würde ich erst nach dem Urlaub mit Dir darüber sprechen. Schau hinaus, das Meer erwartet uns.“

Ich war glücklich, dass mir Camille mit ihrer Einfühlsamkeit die Chance gegeben hatte, mich bald mitteilen zu können. Allein ihr Verständnis reichte aus, um mich meiner dunklen Gedanken zu entledigen.

Das Meer ließen wir nicht lange auf uns warten, denn wir entdeckten einen Abstieg nahe unserer Unterkunft direkt zum Strand. Camille lief mit ausgebreiteten Armen durch den feinen weißen Sand und stürzte sich in das morgenkühle Wasser.



Während uns die Sonne trocknete, schwärmte sie vom meerblauen Himmel und vom himmelblauen Meer. Wir waren glücklich und fühlten uns eins mit der Natur, deren Schönheit uns überwältigte. Unsere Seelen baumeln lassend, verlebten wir gemeinsam herrliche Tage.

Am letzten Abend, wie jeden zuvor, aßen wir in dem Restaurant neben der Kirche. Und um das Urlaubsende möglichst weit hinauszuschieben, saßen wir danach noch zu später Stunde in einer urigen Fischerbar am Hafen. Weil das Pokalendspiel im Fußball lief, war es brechend voll. Die Stimmung gipfelte in ohrenbetäubendem Jubel. Paris hatte sich nach Verlängerung und Elfmeterschießen durchsetzen können, worauf der Wirt sogar eine Lokalrunde ausgab. Also feierten auch wir weiter, aber eher die erlebte Zeit, unsere Verliebtheit und den Abschied vom Meer.

Bevor der Fernseher irgendwann ausgeschaltet wurde, sah ich für einen Moment Fahndungsfotos der Polizei. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen. Der Bericht war schon eine Weile vorbei, doch ich starrte immer noch zum Fernseher, ohne dass ich wahrnahm, was weiter gezeigt wurde.

„Gabriel, was ist mit Dir?“

Verzögert antwortete ich Camille: „Ach, nichts. Es war mir nur so, als hätte ich im Fernseher einen Bekannten gesehen. Ach, Quatsch, gar nicht möglich.“ Es fiel mir äußerst schwer, mein Erschrecken vor Camille zu verbergen. Doch ich konnte kaum noch an etwas anderes denken. 'Er war es doch? Ja sicher. Dieses markante Gesicht kann es unmöglich ein zweites Mal geben.' Gleich am folgenden Tag würde ich mehr in Erfahrung bringen.

Am nächsten Morgen kaufte ich auf unserem Weg ins Café sofort die Tageszeitung. Wir saßen noch nicht richtig, da blätterte ich schon wie wild in den Seiten. Da war er abgebildet, klar und deutlich, der Physiker. Ich hatte mich nicht getäuscht. Unter der Überschrift "ERMITTLUNGS-ERFOLG GEGEN ÖL-TERRORISTEN" war zu lesen, dass den Sprengstoffanschlägen auf Erdölraffinerien wahrschein-

lich bald Einhalt geboten würde. Nach dem Verhör zweier letzte Woche festgenommener Tatbeteiligter sei der harte Kern der Gruppe bekannt. Die Fahndung laufe über die Grenzen hinweg auf Hochtouren und man hoffe auf eine schnelle Ergreifung der noch flüchtigen Täter.

Fassungslos sah ich mir wieder sein Foto an. 'Oh nein, jetzt sind sie tatsächlich mit ihm durchgegangen.'

Über den Rand der Zeitung blickte ich zu Camille. Sie hatte mich beobachtet, denn sie saß übertrieben lässig zurück gelehnt auf ihrem Stuhl und sah mich mit einem ihr typischen, von mir sofort deutbarem Gesichtsausdruck an. Diese leicht geschlossenen Augenlider und die gespannten Nasenflügel signalisierten klar, jetzt nur nicht das Falsche sagen oder tun. Provozierend formten ihre Lippen jetzt auch noch fast einen Kussmund, bevor sie ironisch, begleitet von einem leicht ärgerlichen Unterton fragte: „Na Gabriel, willst Du lieber mit den Schreibern der Zeitung frühstücken? Deinem Gesichtsausdruck ist zu entnehmen, dass Du das Papier nicht nur interessant, sondern sogar höchst erregend findest. Sag mir, was hast Du gesucht und gefunden?“

Jetzt kam ich nicht mehr umhin, ihr reinen Wein einzuschenken. Es wurde ein langes Frühstück. Ich fing bei A an und berichtete bis Z. Z wie Zigaretten, von denen ich inzwischen reichlich geraucht hatte.

„Und, Du hast mit den Terroristen also wirklich nichts zu tun?“, fragte sie eher feststellend. „Dann werde ich zu Dir stehen.“

Die Rückfahrt über tauschten wir uns unablässig über das Thema aus. Hungrig vor Wissbegierde hinterfragte Camille auch die letzten Details.

Als wir die Mühle erreichten und auf der Brücke stoppten, um das Tor zu öffnen, sah ich einen dunkelhaarigen jungen Mann, der den Bach entlang in unsere Richtung lief. Mit fast zwei Metern Körpergröße wirkte der zirka Zwanzigjährige etwas schlaksig, beinahe unbeholfen. Als er die letzten Meter ging und uns schüchtern entgegen lächelte, spürte ich zu dem

Fremden eine mir unerklärliche Vertrautheit.

„Hallo, sind Sie Gabriel?“, fragte er mich. Erst etwas ver-
dutzt, antwortete ich nun schmunzelnd: „Ja, der bin ich und
die schöne Frau an meiner Seite heißt Camille. Camille, darf
ich Dir den jungen Mann vorstellen? Sein Name ist ... ?“

Gleich einem Wasserfall sprudelte es aus seinem Mund.

„Mein Name ist Robert. Ich komme aus Deutschland. Andrea
ist meine Mutter. Ich habe dieses Jahr Abitur gemacht.
Darum schenkten mir meine Eltern Geld für eine Reise. Ich
soll mir vor dem Studium Südeuropa anschauen. Und weil sie
von Freunden erfahren hat, dass und wo Sie in Frankreich
leben, sagte sie mir, ich möge Sie doch einmal besuchen und
von ihr grüßen. Bei meiner Abfahrt sagte sie noch einmal:
Besuch auch meinen früheren Lebensgefährten Gabriel. Er
wird dich freundlich aufnehmen. Gabriel ist für seine Gast-
freundschaft bekannt.“

'Andrea?' Ich war völlig überrascht. Zumindest hatte sich
damit mein Gefühl der Vertrautheit zu Robert begründet. Nun
erkannte ich auch gleich mehrere Ähnlichkeiten mit Andrea.
'Jetzt, im August 2025, habe ich sie seit fast neunzehn Jahren
nicht mehr gesehen und nie etwas von ihr gehört. Und nun ihr
Sohn? Das ist ja wie Besuch aus einem anderen Leben. Aber,
warum nicht?'

Wieder schmunzelnd schaute ich Camille an und antwortete
ihm: „Na, wenn es Deine Mutter gesagt hat. Dann bau mal
Dein Zelt dahinten ab und komm' zu uns herein.“

Robert entpuppte sich als echte Quasselstrippe, welche oben-
drein gut französisch sprach. So wurde der Abend zu dritt
sehr ausgelassen. Wir erzählten und lachten bis in die Nacht.
Robert bekam als Schlafunterkunft die Werkstatt.

Camille lag schon im Bett, während ich noch mit meinen
Gedanken beschäftigt war, die mich nicht zur Ruhe kommen
ließen. 'Erst die Sache mit dem Physiker und jetzt stand
Andreas Sohn vor der Tür. Was hatte sie sich eigentlich dabei
gedacht, ihn hier vorbei zu schicken? Sie hätte mich doch
wenigstens kurz benachrichtigen können. Was würde wohl
noch auf mich zukommen?' Nachdenklich sah ich in den

Spiegel und strich mir durch mein ergrauendes Haar.
Irgendetwas passte nicht zusammen.
Es war ein unbestimmtes Gefühl, welches mir doch gleich
von meiner Müdigkeit genommen wurde.

Ich lag neben Camille im Bett. Sie gab mir einen Kuss und
sprach in sich hinein: „Ein netter Junge, dieser Robert.“
„Ja, ein wirklich netter und sehr aufgeschlossener Junge.
Man wird ihm in seinem Leben vielleicht noch manches
nachsagen können. Ganz sicher aber niemals das Eine, dass
er zu still ist“, ergänzte ich gähmend.

In Isolation

Am nächsten Tag, die beiden schliefen noch, fuhr ich zeitig los, um einige Einkäufe zu erledigen. Camille konnte noch ein paar Tage bleiben, bevor sie wieder arbeiten musste. Und Robert, unser Gast, hatte mit Sicherheit einen guten Appetit. Frischen Meeresfisch hatten wir reichlich mitgebracht. Aber es war trotzdem an der Zeit, die Fächer des Kühlschranks aufzufüllen.

„Kaufe nur schnell etwas ein. Deckt bitte schon den Frühstückstisch. Gabriel“, hinterließ ich als Nachricht.

Ich lenkte mein Auto den Schotterweg zur Straße entlang. Staubwolken wirbelten auf, denn ich fuhr schneller als sonst. Ich freute mich auf das gemeinsame Frühstück und wollte pünktlich zurück sein. Albert, mein befreundeter Nachbar, winkte mir zu. Er war schon früh auf seinen Feldern, die beiderseits des Weges lagen. „Hallo, Albert!“, rief ich, während ich scharf bremste. „Wir sind seit gestern wieder hier und wurden sogar schon erwartet.“

„Ich weiß, Gabriel. Ich bin Eurem Besucher begegnet als er Deine Mühle suchte. Ich habe ihm den Weg beschrieben und sagte ihm auch, er könne am Bach zelten bis Ihr die Tage zurück kommt. Ein sympathischer Bursche, Dein junger Landsmann.“

„Danke Albert, liebe Grüße an Marlène. Wenn Ihr mögt dann kommt doch heute Abend zum Essen vorbei. Wir haben noch Fisch auf Eis liegen. Der ist erst gestern Morgen aus dem Meer gesprungen.“

Kaum war ich weitergefahren, kamen mir zwei dunkle Großraumlimousinen entgegen. Ich reduzierte die Geschwindigkeit und fuhr rechts heran, um sie vorbei zu lassen. Mit Schritttempo passierte das erste Fahrzeug. Die Insassen schauten mich prüfend an und stoppten die Fahrt. Ehe ich mich versah, sprangen sie aus dem Auto, während sich die zweite Limousine vor mir quer stellte und den Weg ver-

spernte. Pistolen wurden auf mich gerichtet. Starr vor Entsetzen hob ich in Zeitlupengeschwindigkeit meine Arme. Bevor ich einen klaren Gedanken fassen konnte, waren die Türen aufgerissen und ich lag auf dem Bauch im Schmutz. Ein reißender Schmerz durchzuckte meine Oberarme und Handschellen rasteten ein.

Kurz darauf saß ich zwischen zwei breitschultrigen wortkargen Männern auf der Rückbank in einem der beiden Fahrzeuge. Man setzte mir so etwas wie Kopfhörer auf und ich bekam eine Maske auf die Augen. Hören und sehen konnte ich somit nichts mehr.

„Was soll das? Wer sind Sie?“, fragte ich vorsichtig mit zittriger Stimme, denn ich schloss nicht aus, auch noch geknebelt zu werden. Gleichzeitig fiel mir ein, dass ich eine Antwort überhaupt nicht hätte hören können.

Verzweifelt stellte ich mir vor, wie Camille und Robert auf meine Rückkehr warteten. Zu anderen Gedanken war ich nicht fähig. Der Schock saß mir in allen Knochen. Erst allmählich sammelte ich mich.

'Entführer sind es nicht', dachte ich. 'Die wären verummmt gewesen und hätten nicht so viele Leute aufgeboten. Es müssen Beamte sein – Polizei, Geheimdienst oder so etwas.'

Jedenfalls war ich sicher, es handele sich um ein Missverständnis und die Sache würde bald aufgeklärt. Trotzdem ergriff mich immer wieder Panik. Ungeduldig erwartete ich das Ende der Fahrt, während ich mir weiter den Kopf zermartete. Eine endlos lange Zeit, die ich kaum ermessen konnte, verging.

Irgendwann wurden die Türen des Fahrzeuges geöffnet. Ein frischer Luftzug gab mir die Gelegenheit, tief durchzuatmen. Man zerrte mich aus dem Auto. Erst stolperte ich benommen mit weichen Knien über holpriges Pflaster. Dann spürte ich gefliesten Boden unter meinen Füßen und wurde kurz darauf in einen Aufzug gestoßen. Weiter ging es durch einen langen hallenden Flur bis ich unsanft in einen Stuhl gedrückt wurde. Endlich wurden mir Maske und Kopfhörer abgenommen. Die Lampe auf dem Tisch blendete mit ihrem grellen Licht meine

nach der stundenlangen Dunkelheit empfindlichen Augen. Langsam erkannte ich, dass ich mich in einem spartanisch eingerichteten Raum ohne Fenster befand.

„Sie sind Gabriel Cordes?“

Ich reckte mich. Trotzdem konnte ich die Person hinter der Lampe nur undeutlich wahrnehmen. „Ja, der bin ich. Aber wer sind Sie? Wo bin ich und was wollen Sie von mir? Warum haben Sie mich entführt?“

Ein hoch gewachsener Mann in dunklem Anzug trat vor den Tisch und beugte sich zu mir herunter. „Sie wurden nicht entführt. Sie sind hier, um wegen Ihrer Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung vernommen zu werden“, antwortete er ruhig mit gesetzter Stimme.

„Das soll wohl ein schlechter Witz sein“, entrüstete ich mich, obwohl meine Verunsicherung deutlich zugenommen hatte.

„Bringen Sie mich sofort wieder zurück.“

„Das wird nicht möglich sein, Herr Cordes.“

„Mir steht ein Anwalt zu“, verlangte ich empört.

„Herr Cordes, auf Grundlage der Antiterrorgesetzgebung sind wir berechtigt, Sie für längere Zeit in isolierten Gewahrsam zu nehmen. Nur so können wir eine Kommunikation unter Tatverdächtigen wirklich ausschließen. Es sei denn“, fuhr er fort, „Sie zeigen sich kooperativ und gestehen Ihre Mitgliedschaft. Das würde eine sofortige Haftlockerung für Sie bedeuten. Sind Sie bereit, mir auf meine Fragen zu antworten?“

„Was bleibt mir anderes übrig?“, willigte ich resigniert ein.

Auf sein Zeichen löste man die Handschellen. Er wendete den Lichtkegel der Lampe von mir ab und fragte, ob ich einen Kaffee wolle. Ich nickte. Darauf orderte er zwei Becher Kaffee und bot mir eine Zigarette an. Er legte eine Zeitung auf den Tisch und wies auf die Fahndungsfotos, unter denen auch das des Physikers war. Schlagartig wurde mir einiges klar. Nachdem er ein Aufnahmegerät eingeschaltet hatte, begann die Befragung. „Kennen Sie diese Personen?“

„Diesen Einen, ihn habe ich vor Jahren kennen gelernt“, antwortete ich auf das Foto des Physikers zeigend.

„Haben Sie vor sechs Jahren unvermittelt Deutschland ver-

lassen, um nach Frankreich zu gehen?“

„Ja, das stimmt.“

Inzwischen fast freundschaftlich klingend, bereitete er die nächste Frage vor. „Na bitte, es geht doch. Es kann alles so einfach und unkompliziert sein. Wir können uns viel Zeit sparen. Sie sind doch bestimmt erschöpft und müde.“

Er bestellte nochmals zwei Kaffee. Aber nun kam es knallhart und direkt. „Und die ganze Zeit über hatten Sie Kontakt zu den Gesuchten und haben vor zwei Monaten für Ihre Gruppe in Marseille Waffen gekauft, nicht wahr?“

Mein Adrenalinspiegel schoss in die Höhe. Jetzt war die Sache wirklich ernst geworden. Wie konnten sie von Marseille wissen? Welche Antwort sollte ich geben? Sie würde in jedem Fall negativ ausgelegt. Nach kurzem Zögern verneinte ich die Frage.

„Nein? Also haben Sie in Marseilles Hafenviertel keine Waffen gekauft?“, wiederholte er mit hochgezogenen Augenbrauen erstaunt. „Wir werden Ihnen Gelegenheit geben, in Ruhe über besagte Kooperation nachzudenken.“

Man brachte mich umgehend in eine Zelle. Die schwere Tür krachte hinter mir zu.

Gerade noch mit Camille am weiten blauen Meer gelebte Freiheit genießend, war ich jetzt abrupt in das Gegenextrem gestoßen worden. Die Hoffnung, Camille bald wiederzusehen, schwand.

Widerwillig legte ich mich auf die, bei jeder Bewegung knarrende, Pritsche. Der Schein des letzten Tageslichtes fiel durch das schmale vergitterte Milchglasfenster oben in der Wand gegenüber der Tür. Außer den kahlen kalten Wänden und dem grau gefliesten Boden charakterisierten schlichte Komponenten die Zwangsunterkunft. Da waren die massive Zellentür und der fensterähnliche Streifen. Über einem Lochgitter befand sich in der Decke die Beleuchtung. In einer Ecke waren eine Toilette ohne Deckel und ein Waschbecken ohne Spiegel installiert. Das eigentliche Mobiliar beschränkte sich auf Pritsche, Stuhl und Tisch. Hier wäre selbst Gilbert sein hölzernes Grinsen vergangen. Ich fühlte mich schwach

und meine Stimmung war depressiv. Gedanken kreisten ungeordnet in meinem Kopf. Willkürlich traten sie abwechselnd in den Vordergrund. Es war mir nicht möglich, mich auf einen zu konzentrieren. Die Gedanken an Camille versuchte ich mit aller Kraft festzuhalten, doch auch das gelang mir nicht. Das Wechselspiel von Bildern und Gesprächsfragmenten lief weiter.

'Und vor zwei Monaten haben Sie in Marseille Waffen gekauft, nicht wahr? – Mein Name ist Robert, ich komme aus Deutschland – Sympathischer Bursche, dein junger Landsmann. – Andrea hat von Freunden erfahren, dass und wo Sie in Frankreich leben. – Die Einladung an die alten Freunde in Deutschland. – Kennen Sie diese Personen? – Und du hast mit den Terroristen wirklich nichts zu tun? Dann werde ich zu dir stehen. – Ermittlungserfolg gegen Öl-Terroristen. Der harte Kern der Gruppe ist bekannt. – Die Fahndung läuft international auf Hochtouren. – Und vor zwei Monaten haben Sie in Marseille Waffen gekauft, nicht wahr? – Und vor zwei Monaten ...'

Ich schreckte aus meinem gedanklichen Wirbelsturm auf. Mit dem Waffenkauf hatte ich mir ein riesiges Problem geschaffen. Aber wie waren sie ausgerechnet auf mich gekommen? So eng konnten die Raster der Fahndung nicht sein. Sie mussten Informanten haben, auch in der Unterwelt von Marseille. Die Mühle hatten sie bestimmt schon durchsucht und die Waffen gefunden. Hoffentlich waren Camille und Robert unbehelligt geblieben.

Ich war zum gläsernen Menschen geworden.

'Vorsicht! Nicht zu schnell bewegen. Bloß nicht anecken, sonst wird ein Stück des spröden gläsernen Körpers absplittern. Nicht zu schnell bewegen.'

Schläfrig versuchte ich noch einmal, wenigstens für eine Weile, nur an Camille zu denken.

'Camille, sie läuft mir mit ausgestreckten Armen durch spritzendes Wasser entgegen. Wir umarmen uns und lassen uns glücklich fallen. In die Sterne blickend liegen wir dicht nebeneinander. Wasser perlt auf unseren nassen Körpern und

tröpft in den Sand. Unsere Füße werden von den flach auslaufenden Wellen umspült. Wir werden Teil eines opalisierenden Gebildes, dessen schimmernde, milchige Getrübt-heit in Transparenz umschlägt. Alles wird durchsichtig. Allein die Opaleszenz der Köpfe und die Farbe der Augen bleiben als letztes äußeres Merkmal für die freien, nur uns gehörenden Gedanken erhalten. Zwei gläserne Medusen verschieben sich zu Linsen einer Brille, welche sich auf uns fokussiert. Dahinter sind winzige Pupillen erahnbar, denen sich auch das allerletzte Detail unserer Intimsphäre zu offenbaren droht. Der durchdringende Blick fixiert uns immer genauer ...!

„Aufstehen, Cordes!“

'Ist jetzt schon die Zeit aufzustehen?', dachte ich. Ich brauchte einen Moment, um zu realisieren, wo ich war. Die bittere Erkenntnis wurde von einem barschen „Aufstehen zum Verhör!“ begleitet. „Los, aufstehen Cordes. Aber plötzlich. Und? Ab zum Verhör!“ Der Wachmann schrie jetzt. Die brutale Aufforderung bekräftigte er mit einem Stockschlag gegen die Tür. Ich hatte weder eine Vorstellung von der Uhrzeit, noch wusste ich, wie lange ich geschlafen hatte. Hinweis gab lediglich die Dunkelheit hinter dem Fensterstreifen und meine Unausgeschlafenheit.

Ich hatte wieder Platz nehmen dürfen auf dem Stuhl am Tisch und mit dem Lichtfeld der Lampe im Gesicht. Das Verhör führte nicht die verhältnismäßig freundliche Person.

Es war ein anderer Beamter. Dem Aussehen nach war er der Böse des Duos. Sein durchgeschwitztes Hemd spannte auf seinem massigen Körper, als würde es jeden Moment zerreißen. Der penetrante Schweißgeruch ekelte mich an. Wortlos kam er bullig stampfend um den Tisch und stellte sich hinter mich. „Cordes, pack aus! Sonst kommst Du hier sowieso nicht wieder 'raus. Los, sag', wo sind die Waffen? Für wen hast Du sie besorgt?“, bellte er mir mit widerlichem Atem ins Ohr.

„Mir ist schlecht und ich habe Hunger. Was wollen Sie überhaupt? Ich habe schon Ihrem Kollegen gesagt, ich weiß

nichts von Waffen.“

„Noch einmal, wo sind die Waffen?“, brüllte er mich an.

Ich stellte mich stur. „Bevor ich nichts zu essen bekommen habe, sage ich gar nichts mehr. Ihr Kollege ...“

Ein Ellenbogenhieb in den Rücken und darauf ein Schlag in den Bauch nahmen mir die Luft, weiter zu sprechen.

„Außer mir hat in diesem Raum keiner was zu wollen, kapiert? Zum letzten Mal, wo sind die Waffen?“ Jetzt setzte es einen Faustschlag ins Gesicht. „Die Waffen, die Waffen!“

Benommen hielt ich mir die blutende Nase.

„Wir sehen uns wieder. Verlass Dich drauf.“ Diese letzten Worte erreichten mich nur noch undeutlich, als er endlich von mir abgesehen hatte und den Raum verließ. Mein Oberkörper schmerzte, das Gesicht feuerte vom Schlag und vor Wut.

Allmählich konnte ich wieder klare Gedanken fassen. 'Wo sind die Waffen?', hatte er mich immer wieder gefragt. 'Wo sind die Waffen?', fragte ich mich nun selbst. Sie hätten sie doch längst finden müssen.

Der Gute betrat den Vernehmungssaal. „Hallo, Herr Cordes. Oh, Sie sehen aber schlimm aus.“ Er gab mir ein Taschentuch. Ich versuchte, die Zeit, in der es mir vermeintlich schlecht ging, zu nutzen, um nachzudenken. Für mich war es unverständlich, weshalb sie die Waffen noch nicht gefunden hatten. Sollten etwa Camille und Robert ...?

„Wie oft habe ich meinem Kollegen schon gesagt, er soll sich beherrschen lernen.“ Er blätterte in seiner Mappe. „Doch jeder steckt in seiner Haut. Er kann nicht heraus, nicht anders handeln. Er kennt es nur so und wird sich nicht mehr ändern.“ Ich hielt mir weiter das Taschentuch vor die Nase und ließ ihn so nicht merken, dass die Blutung bereits stoppte. Währenddessen überlegte ich so konzentriert, wie es mir in diesem Augenblick möglich war. Ich musste Kooperation vorgaukeln. Zum einen würde es mir den Bösen ersparen. Zum anderen könnte ich Herrn Höflich vielleicht dazu bringen, weitere Indizien und Fakten vor mir auszubreiten. Vor allem wollte ich erfahren, wie sie auf meine Spur gekommen

waren. „Wissen Sie, Sie sind ein ganz anderer Typ als Ihr Kollege. Mit Ihnen kann man reden. Am Besten, ich erzähle Ihnen die ganze Geschichte. Zum Schluss wird sich heraus stellen, dass sich alles um ein bedauerliches Missverständnis handelt.“

Er orderte die schon fast obligatorischen zwei Kaffee und bemerkte: „Ich habe gehört, Sie haben Hunger. Die Küche hat für heute leider schon geschlossen, aber der Kaffee wird Ihnen gut tun.“ Und nach einer kleinen Pause: „Ein Missverständnis, das wäre in der Tat bedauerlich. Die ganze Geschichte wollen Sie mir erzählen? Wir haben Zeit. Ein Missverständnis?“ wiederholte er lang gezogen. Mich von oben herab belächelnd kam sogleich die Aufforderung: „Bitte, Herr Cordes, ich bin ganz gespannt. Bitte, Herr Cordes, ich höre.“

Ich holte weit aus. Zuerst berichtete ich über die zufällige Bekanntschaft mit dem Physiker und erklärte anschließend die Beweggründe für meinen Umzug nach Frankreich. In der Story, die ich präsentierte, änderte ich Kleinigkeiten und unterschlug große Teile, dafür dichtete ich andere dazu. Vieles verfälschte ich dermaßen, dass ich sicherlich größte Schwierigkeiten gehabt hätte die Geschichte in Übereinstimmung zur vorgetragenen Version ein zweites Mal zu erzählen. Der Monolog endete mit der Schilderung der Marseille-Reise.

„Ich war tatsächlich in Marseille“, gab ich zu. „Aber ich war dort, um meine Kunst anzubieten und maritime Antiquitäten zu erwerben. Spät abends habe ich mich angetrunken im Hafenviertel verlaufen. Dort geriet ich in zwielichtige Bars. In denen habe ich weiter getrunken. Daher kann ich mich nur noch schwach erinnern. Möglicherweise wurden dort auch Waffen angeboten. Das hätte mich allerdings überhaupt nicht interessiert. Warum sollte ich denn Waffen kaufen?“

Nachdem ich mich fast heiser geredet hatte, schaute er mich mit stechendem Blick eine Weile nachdenklich an. „Jetzt hören Sie“, sagte er mit strengem Gesicht. „Sie wollen mit all dem nichts zu tun haben. Also noch einmal. Sie lernten in Deutschland einen der heutigen Köpfe der Terrorgruppe

kennen. Okay, Zufall. Aber, wie erklären Sie mir, warum Sie mir eben verschwiegen haben, dass Sie von zwei Mitgliedern der Gruppe in Ihrem Haus besucht worden sind? Einer davon ist, wie Sie selbst zugegeben haben, Ihr Bekannter.“

Ich schüttelte nur ungläubig mit dem Kopf.

„Sie siedelten Hals über Kopf nach Frankreich um. Okay. Keine vier Wochen später wurde der erste Sprengstoffanschlag auf französischem Boden verübt. Ein Zufall, oder? Dass Sie der praktizierten Umweltpolitik kritisch gegenüber stehen, ist kein Geheimnis. Wieder okay. Zufällig passt das aber auch genau zum Täterprofil. Das sind eindeutig zu viele Zufälle, Herr Cordes. Schließlich besorgten Sie Waffen. Waffen, mit denen man eine kleine Armee auszurüsten kann. Sie streiten es ab. Wir haben Zeugen dafür. Herr Cordes, ich bin es leid, mir ständig irgendwelchen Blödsinn auftischen zu lassen. Gehen Sie in Ihrem netten Zimmer nochmals in sich. Wir werden morgen erneut darüber sprechen. Abführen!“

Draußen war es noch immer dunkel. Ich lag wach in meiner Zelle. Mir ging es hundsmiserabel. Massivste Selbstvorwürfe plagten mich. Was hatte ich angerichtet? Camille ängstigte sich bestimmt zu Tode. Obendrein war sie in Gefahr. Durch meine Schuld. Ich durfte auf gar keinen Fall den Waffenkauf zugeben. Falls Camille die Waffen an einem anderen Ort versteckt hatte, wäre sie durch mein Geständnis in den Verdacht der Mittäterschaft gekommen. Sogar Robert hätte in Verdacht geraten können. Würde ich den Waffenkauf gestehen, ohne das Versteck zu benennen, wäre meine Zugehörigkeit zur Terrorgruppe für die Ermittler endgültig belegt. Mir blieb also nichts übrig, als weiter abzustreiten. 'Weder Wassermühle, noch Tretmühle, sondern eine blöde Zwickmühle', versuchte ich mich aufzuheitern. Was hatte es mit dem angeblichen Besuch des Physikers und einer zweiten Person in der Mühle auf sich? War es ein Bluff von Herrn Höflich? Wenn nicht, konnten sie nur während meiner Abwesenheit dort gewesen sein. Meine Adresse hatte ich ja vorher diversen Leuten mitgeteilt. Jetzt dämmerte es mir.

'Ich weiß', hatte Albert gesagt. 'Ich habe ihm den Weg zur Mühle beschrieben.' Er hatte Robert gemeint. Aber so ähnlich konnte es sich auch nach der Veröffentlichung der Fahndungsfotos zugetragen haben. Vielleicht gab es Zeugen, welche die beiden Terroristen auf dem Weg zur Mühle gesehen oder bei denen sie sich nach dem Weg erkundigt hatten. Sie hatten den Physiker und seinen Begleiter als die Gesuchten erkannt und die Polizei informiert. Ab diesem Zeitpunkt hatten mich die Ermittler im Visier. Dann hatten sie mein Foto und meine Daten in ihr Netzwerk eingegeben und eine Übereinstimmung mit der abgegebenen Personenbeschreibung des Informanten in Marseille festgestellt. Natürlich, nur so konnte es sich abgespielt haben. Ich musste in ihren Augen ein Terrorist sein.

Wie konnte ich Herrn Höflich veranlassen, den Zeitpunkt des Physikerbesuches mit meinen Reisedaten zu vergleichen?

Da es hier aufgrund meiner Abwesenheit keinen konspirativen Zusammenhang gab, hätten sie außer wagen Indizien allein den Waffenkauf. Die Aussage eines Informanten stünde gegen mein beharrliches Leugnen.

Während der folgenden Verhöre glaubte ich, Herrn Höflich in seiner vorgefassten Meinung verunsichern zu können. Verbal bestätigte er es mir gegenüber zu keiner Zeit. Doch zwischenzeitlich merkte ich ihm eine zunehmende Nachdenklichkeit an. Sein anfängliches Vorurteil wurde allmählich von Zweifeln aufgeweicht.

Zuletzt war ein Psychologe zugegen. Er unterbrach das Verhör immer wieder, um scheinbar aus dem Zusammenhang gerissene Fragen zu stellen. Danach hörten die Befragungen unerwartet auf.

Man hatte mich nach dem letzten Verhör direkt in meine Zelle gebracht. Von diesem Zeitpunkt an hatte man mich in Ruhe gelassen, was mich anfangs freute. Ich meinte es stünde meine baldige Freilassung bevor. Doch immer mehr Tage verstrichen, ohne dass etwas geschah. Auf meine Nachfragen erhielt ich von den Wärtern keine Antwort. Wochen der Einsamkeit und Eintönigkeit ließen mich zum kläglichen

Bestandteil der Gefängniszelle werden. Einzig die Hoffnung, Camille wieder zu sehen, gab mir genug Kraft, die Einzelhaft psychisch zu ertragen. Dafür baute ich langsam physisch ab. Es hatte mit Gliederschmerzen begonnen. Dann kamen Schüttelfrost und Fieberschübe. Als einzige Medizin brachte man mir zu den Mahlzeiten heißen Tee. Fröstelnd umschloss ich mit beiden Händen die Tasse und nahm vorsichtig den ersten Schluck. Der Dampf des Getränkes stieg vor meinen Augen auf. Mein Blick adaptierte sich durch die Gitterstäbe auf das weiße Licht des Milchglasfensters. Ich verspürte einen starken Druck in den Ohren, die Konturen der Gitterstäbe weichten auf und das Wahrnehmungsvermögen entglitt mir.

'Ich muss hier 'raus', sinnierte ich. 'Camille, wie geht es dir? Es wird bald soweit sein. Rechtzeitig in die Mühle. Camille, ich komme. Doch hier sind die Eiszapfen vor dem Fenster. Alles vereist. Ich komme nicht durch. Viel zu kalt. Heißer Tee, ich rieche ihn doch. Dampf überall um mich herum. Aber er gefriert ja! Diese eisige stille Kälte, diese Stille ...'

„Cordes! Cordes hören Sie mich? Cordes!“

Der Heimweg

„Monsieur, wie geht es uns?“

„Wie? Durst, trinken.“ Ich sah wie durch Plastikfolie in das vermummte Gesicht einer Krankenschwester. Mein Rücken schmerzte und die Augen fielen mir wieder zu. 'Kein Wachmann? Eine Schwester. Wo bin ich?'

„Monsieur, nicht gleich weiter schlafen. Trinken Sie erst einen kleinen Schluck.“ Ich spürte erleichternd, wie Wasser meine Lippen benetzte und sich in meinem Mund verteilte. Ich schluckte, als täte ich es zum ersten Mal. Meine Kurzatmigkeit löste sich durch Husten. Sie tupfte mein Gesicht mit einem feuchten Tuch ab. „Wo bin ich?“, fragte ich heiser. „Wo ist Camille?“

„Wer schwer krank ist, gehört ins Krankenhaus. Und er muss hier bleiben bis er wieder ganz gesund ist.“ Ich konnte jetzt erkennen, wie sie sich an Schläuchen und einer Infusionsflasche zu schaffen machte. Ich schlief wieder ein.

„Monsieur, wie geht es uns? Hallo, Monsieur. Sie können nicht immer nur schlafen.“ Ihre großen braunen Augen schauten zwischen dem breiten Mundschutz und ihrer tief über die Stirn gezogenen Haube hervor. „Monsieur, Sie sind den ersten Tag fieberfrei. – Und das noch um sechzehn Uhr. Das ist gut, sogar sehr gut. Zwischendurch mussten wir befürchten, Sie zu verlieren.“ Ich schluckte trocken, worauf sie mir die Schnabeltasse an den Mund führte.

„Wo bin ich? In welchem Ort?“

Sie lachte. „Monsieur, in Paris natürlich. Was dachten Sie?“

„Und welches Datum ist heute?“

„Der achtundzwanzigste Oktober, Monsieur.“

„Der achtundzwanzigste Oktober?“, fragte ich ungläubig nach. „Ja, auch wenn man es kaum glauben mag. Übrigens, wir verlegen Sie noch heute auf die Bettenstation. Wir brauchen hier dringend den Platz, denn draußen ist der Teufel los.“ Man brachte mich noch in derselben Stunde von der Intensivstation in ein Vierbettzimmer. 'Welche außergewöhnliche Art Fenster', war mein erster Eindruck vom Raum. Ein

dickbäuchiger Patient mit auffallend zerzaustem Haar kam in das Zimmer geschlapp und setzte sich auf das Nachbarbett. „Ah, hallo Herr Bettnachbar“, begrüßte ich ihn mit noch immer schwacher Stimme.

„Hallo“, erwiderte er pausbäckig. „Hör mal, hast Du gerade 'ne Abmagerungskur hinter Dir?“

'Du Komiker', dachte ich. „Menüs sind nicht mehr das, was sie mal waren. Sag, Krankenhausfenster wohl auch nicht? Sie sehen eigenartig aus.“

„Mann, hör mal, das ist Eis!“, prustete er laut, während er aufgeregt mit dem Kopf wackelte. „Blitzeis. Und jetzt schneit es wie verrückt. Das blanke Chaos.“ Er kratzte sich mit seiner Hand, als wäre sie die Greifkralle eines Baggers, Schuppen von der Kopfhaut. „Ich habe gerade im Radio gehört, dass nichts mehr geht. Hör mal, wir können froh sein, mit unseren Hintern in warmen Betten zu liegen. Es kann nicht mehr lange dauern und die beiden freien Bettenplätze sind auch belegt. Wollen wir wetten?“

'Eis vor dem Fenster. Bald ist der Weg versperrt. Camille, es ist höchste Zeit, dass ich komme', war mein erster Gedanke nach dem Schock, den seine Worte in mir ausgelöst hatten.

Mein Bettnachbar hatte es angesagt und wenig später war es schon soweit. Eine Kopfverletzung wurde herein geschoben. Kurz darauf brachten sie einen Patienten der am ganzen Körper verbunden war. Der Bettnachbar flüsterte mit einem zugekniffenen Auge und vorgehaltener Hand: „Hör mal, hier schieben sie jetzt alles zusammen. Kennst Du den Film 'Die Mumie'?“

'Was bist du nur für ein schräger Typ?' Ich sprach es nicht aus. Stattdessen versuchte ich aufzustehen. Die Kopfverletzung stammelte etwas Zusammenhangloses und versuchte das Gleiche. Bevor ich saß, richtete sich der Mann schon benommen auf, brach jedoch vor seinem Bett zusammen. Der Komiker klingelte sofort nach der Schwester. Aufkommende Eile und Hektik unter dem Personal ließen es in unseren Augen für die Kopfverletzung nicht gut aussehen.

Die Aktion hatte keine zwei Minuten gedauert und wir waren wieder zu dritt und nochmals kaum zwei Minuten später wieder zu viert. Ein jammernder 'doppelter Beinbruch' war gebracht worden. Mein Bettnachbar kniff ein Auge zusammen, hielt die Hand vor den Mund und gluckste. Der sicherlich schräge Scherz belustigte ihn selbst derart, dass er ihn nicht heraus bringen konnte.

Ich stand inzwischen. 'Gar nicht so schlecht, Gabriel', lobte ich mich und sah auf die zirka fünf Meter lange Strecke bis zur Toilette. Der Komiker hatte den Fensterplatz. Dann kam mein Bett und daneben das des 'doppelten Beinbruchs'. Das vierte vom Fenster oder das erste vom Eingang und der Toilette aus gesehen, besetzte die Mumie. Mit dem Passieren vom Fußende des 'doppelten Beinbruchs' hätte ich ungefähr die halbe Strecke geschafft. Ich atmete tief durch und machte mich auf den Weg. Die ersten Schritte waren sehr wackelig, weshalb ich mich an den Fußenden der Betten fest hielt. Mit Erreichen des Wasch- und Toilettenraumes fühlte ich mich bereits wesentlich sicherer. Drinnen erschrak ich vor meinem eigenen Spiegelbild. 'Ja, zugegeben', sagte ich mir, 'wir haben uns lange nicht gesehen, da verändert man sich nun mal. Blass und verhärtet siehst du aus. Ein Friseurbesuch könnte auch nicht schaden.'

Nach dem Duschen und Rasieren, das mich gehörig angestrengt hatte, versöhnte ich mich langsam mit meinem Erscheinungsbild. Auf dem Rückweg zum Bett, den ich ermattet antrat, musterte ich die Mumie und den 'doppelten Beinbruch' auf ihre Körpermaße. Die Statur des 'doppelten Beinbruchs' war meiner, wie ich fand, ähnlich. Bis auf den Umstand, dass ich zweifelsohne dünner war.

Die junge blonde Schwester brachte gestresst das Abendessen. Ich bat sie, dem 'doppelten Beinbruch' ein Schmerz- und Schlafmittel zu geben. „... ansonsten wird die Nacht nicht nur für ihn schlaflos.“

„Das hatten wir sowieso vor“, antwortete sie zickig.

„Schwester, bringen Sie mir bitte auch ein Schlafmittel?“

„Nein, Herr Cordes. Sie dürfen Medikamente nur auf Anweisung des Arztes bekommen und der ist gerade auf einer anderen Station.“

Ich widmete mich meinem Abendessen. Krankenhauskost wird immer nur Krankenhauskost bleiben. Außerdem hatte ich keinen großen Appetit. So machte sie mich schnell satt. Erschöpft legte ich mich hin und meine Gedanken reisten nach Hause zu Camille. 'Was tut sie gerade? Ob Robert noch bei ihr ist? Wie wird es ihnen gehen? Werden sie auf mich warten? Noch heute Nacht muss ich hier 'raus. Was ist eigentlich aus den Beschuldigungen gegen mich geworden? Anscheinend ist die Sache im Sande verlaufen. Das wird sich später klären. Ich muss heute Nacht hier 'raus.'

Der Komiker hatte den Fernseher eingeschaltet, bekam jedoch kein Bild. Meine Gedanken arbeiteten fieberhaft.

'Ja genau, so könnte es klappen. Ich muss es versuchen.'

Nochmals stand ich mühsam auf und machte am Fußende auf unsicheren Füßen Lockerungsübungen. Jeden Moment musste die Schwester mit den Medikamenten kommen. Langsam ging ich in Richtung Tür.

„Oh, Herr Cordes, Ihnen geht es ja schon wieder blendend“, bemerkte die hübsche, aber unfreundliche Schwester schnippisch beim Betreten des Zimmers. Als sie mit dem Medikamententablett zur Verabreichung vor dem 'doppelten Beinbruch' stand, ließ ich mich mit voller Wucht rückwärts gegen sie fallen. Die Schwester schrie auf und stürzte auf den 'doppelten Beinbruch'. Der Nachttisch knallte gegen die Wand und diverse Dinge flogen durch den Raum.

„Oh, Entschuldigung. Kommen Sie, ich helfe Ihnen. Entschuldigung, ich bin aus dem Gleichgewicht geraten.“

Meine Entschuldigungen gingen allerdings im Geschrei des 'doppelten Beinbruchs' und im Gezeter der Frau unter. Mit hochrotem Kopf giftete mich die Schwester an: „Schauen Sie, was Sie angerichtet haben! Der arme Mann.“ Dann holte sie tief Luft und wandte sich ihm tröstend zu. „Ich hole Ihnen schnell neue Tabletten, stärkere als die anderen. Dafür

können Sie sich bei Herrn Cordes bedanken.“ Sie sauste noch einmal los.

Der Komiker lachte, der 'doppelte Beinbruch' schrie und jammerte und die Augen der Mumie blickten verängstigt. Ich kroch über den Fußboden, um verstreute Gegenstände einzusammeln. Die Tabletten ließ ich wie ein Zauberkünstler zwischen den Fingern meiner linken Hand verschwinden. Alles andere legte ich auf den Nachttisch.

„Es tut mir wirklich leid, Schwester. Sehen Sie, ich habe alles, was ich finden konnte, aufgehoben“, wiegelte ich weiter ab, als sie wieder im Zimmer war. Aber die völlig überlastete Frau hörte mir kaum zu. Ganz gegen die Vorschrift interessierte sie sich überhaupt nicht für die heruntergefallenen Medikamente. 'Geschafft', dachte ich erleichtert. Die Aussicht auf die erfolgreiche Durchsetzung meines Planes hatte alle Kräfte in mir mobilisiert. Plötzlich fühlte ich keine Schwäche mehr. Ich ging noch einmal in den Waschraum und pulverisierte mit dem Griff der Zahnbürste des Komikers beide Tabletten, da ich nicht wusste, welche für den Schlaf und welche gegen den Schmerz war.

Wenig später lag ich in meinem Bett. Der Komiker schaltete die Sender durch, bekam aber immer noch kein Bild. „Frag doch mal, woran das liegen kann“, riet ich ihm. Und er schlurfte wirklich los. Seinen Tee hatte er noch nicht ausgetrunken. Alles passte in meinen Plan. Ich stellte mich vor seinen Nachttisch und nahm die Fernbedienung, schaltete ein wenig die Sender hin und her und versetzte nebenbei den Tee mit dem Pulver.

„Hör mal, alle Zimmer haben kein Fernsehbild“, war die Information, die er bekommen hatte. Missgelaunt griff er nach Illustrierten. Na bitte, er setzte die Tasse an und trank sie in einem Zug leer. Beiläufig sah ich in seine Richtung. Er verzog beim Schlucken das Gesicht. „Hör mal, was ist das denn für ein Gesöff? Schmeckt ja wie Scheiße.“

„Der Tee? Ja, der schmeckt komisch, das finde ich auch“, pflichtete ich ihm bei und trank demonstrativ meinen aus. „Wirklich ekelig, aber vielleicht ist er wenigstens gesund.“

Auf der Station war Ruhe eingekehrt.

Das nachlassende Jammern des 'doppelten Beinbruchs' war in ein erlösendes Schnarchen übergegangen. Der Komiker schlief ebenfalls und er war meiner sicheren Einschätzung nach auch völlig schmerzfrei. Ich beschäftigte mich damit, mir aus dem spärlichen Angebot der Kleiderschränke die passende Garderobe zusammenzustellen. Die Augen der Mumie schauten aufgeregt zu. „Ich leihe es mir nur“, flüsterte ich, konnte die Mumie jedoch nicht wirklich beruhigen. Im Nachttisch des Komikers fand ich Bargeld. Es war leider nicht gerade viel. Nach einer Geste des Dankes schlich ich aus dem Zimmer und über den Flur bis zum Personalbereich. Die Tür des Arztzimmers stand halb offen. Der junge Arzt war am Schreibtisch eingeknickt. Außer ihm war niemand zu sehen. Ich griff mit langem Arm eine mit Lammfell gefütterte Lederjacke vom Haken neben der Tür. Danach verließ, ich ohne nach rechts und links zu sehen, die Station und erreichte über das Treppenhaus den Ausgang.

Ich stapfte mühsam durch tiefen Schnee. Klirrende Kälte schnitt mir ins Gesicht. Das von Notstromaggregaten erzeugte Licht des Krankenhauses verlor sich mit dem Erreichen eines Straßenzuges, der dunkel vor mir lag. Das einst pulsierende Leben der Metropole war unter einer eisigen Kruste erstarrt. Die hohle Geräuschlosigkeit der Umgebung rückte meine Selbstwahrnehmung in den Vordergrund. Mein Atem und Pulsschlag sowie das Knirschen der Schritte ließen mich zum Fremdkörper in dieser unwirklichen Stimmung werden. Die Straße wirkte durch ihre Breite und die sich in Schwärze verwischende Perspektive unendlich.

Meine Kraft schwand mit jedem Schritt durch den Schnee, in dem ich bis zu den Knien versank. Ich blieb für einen Moment stehen, um durchzuatmen. Die Stille wurde jäh von einem lauten Geräusch zerrissen. Es ging in ein ohrenbetäubendes Krachen über. Ich erschrak heftig, konnte aber nicht ausmachen, woher es kam. Kurz darauf war mir, als hätte ich diffuses Licht gesehen. Tatsächlich, da zuckten

Blitze. Sie wurden stärker. Jetzt erst erkannte ich die Eisflächen an den Häuserwänden. Gebäude reflektierten das Licht wie ein gigantisches Spiegelkabinett. Die gespenstisch wirkenden Reflektionen offenbarten den Grund für das gewaltige Krachen. Alte Bäume auf der anderen Straßenseite, brachen nach und nach unter der Last des Eises. Nachdem sie auch hörbar geworden war, erschien die Quelle des Lichts in meinem Blickfeld. Ein Kettenfahrzeug pflügte den Schnee von der Fahrbahn. Ich stellte mich auf die Straße und winkte mit beiden Armen. In Sekundenschnelle wurde deutlich, welches Ungetüm von Maschine mit hoher Geschwindigkeit auf mich zukam. Es war ein Räumpanzer.

'Wird er mich überhaupt sehen?', dachte ich panisch.

Er stoppte und eine uniformierte Person sprang ab. „Sind Sie verrückt? Wollen Sie sich umbringen? Außerdem sollten Sie bereits seit Stunden nicht mehr unterwegs sein!“, schrie mich der Soldat an.

„Ich muss unbedingt zu einem Bahnhof!“, rief ich.

„Zum Bahnhof? Es fahren keine Züge. Wir sollten Sie besser gleich um die Ecke in der Bastille abliefern“, fügte der Soldat genervt an. „Ach, kommen Sie schon.“ Nun war sein Tonfall freundlicher. Sie zogen mich auf das Fahrzeug.

„Wir sind in der Nähe der Bastille? Also befinde ich mich im Südosten von Paris?“, fragte ich nach, als wir fuhren.

„Ja“, antwortete der Soldat irritiert. „Wussten Sie denn nicht, wo Sie sind? Unsere Route führt gleich am Bahnhof Paris-Lyon vorbei. Da werden wir Sie absetzen. Dort erfrieren Sie wenigstens nicht. Ich habe ja schon gesagt, es fahren zwar keine Züge, aber er dient, wie die anderen auch, als Notversorgungsstation.“ Er hatte noch nicht ausgesprochen, als wir auch schon angekommen waren. Mit ausgestrecktem Arm wies er auf den Bahnhofseingang und sagte in gespielter Befehlston: „Jetzt gehen Sie da hinein und bleiben dort bis der Katastrophalarm vorüber ist. Verstanden?“

„Ja, natürlich. Und danke nochmal.“

„Mann, hier nehmen Sie. So wie Sie aussehen, haben Sie es nötig.“ Er steckte mir einen Frührteriegel in die Brusttasche.

Sie halfen mir herunter und warteten, bis ich den Eingang erreicht hatte, bevor sie weiter fuhren. Schwindelig und mit dem Gefühl, jeden Moment ohnmächtig zu werden, wankte ich in die überfüllte Bahnhofshalle. Kaum hatte ich sie betreten, wurde mir schwarz vor Augen. Es zog mir den Boden unter den Füßen weg. Sanitäter eilten herbei und versorgten mich.

Nach einer Weile ging es mir wieder besser. Ich hatte meinen Gesundheitszustand völlig falsch eingeschätzt. Wie wäre es mir wohl ergangen, hätte ich diesen Schwächeanfall draußen in der Kälte und ohne Hilfe erlitten? Ich wollte es mir lieber nicht vorstellen. 'So mache ich Camille bestimmt keine Freude.' Bedächtigen Schrittes suchte ich einen Münzfernsprecher. Ich wählte die Nummer von Camille – Besetzzeichen. Gleich noch einmal – Vorwahl Alès – Besetzzeichen. Und ein drittes Mal – Vorwahl Alès – Besetzzeichen. Dann versuchte ich es über ihre Handynummer. „Dieser Anschluss ist vorübergehend nicht erreichbar.“ Beim nächsten Versuch bekam ich die gleiche Ansage. Besorgt ging ich zum Schalter und erkundigte mich, wann eine Zugverbindung nach Alès möglich wird.

„Mit viel Glück ist morgen die AGV-Strecke nach Lyon frei“, gab die junge Frau als Auskunft. „Weitere Südverbindungen können frühestens in zwei oder drei Tagen den Betrieb wieder aufnehmen.“

Bedrückt setzte ich mich in das Bahncaf  und bestellte mir spontan einen Orangensaft. 'Seltsam', dachte ich, 'Orangensaft habe ich mir ewig nicht bestellt. Kaffee, Rotwein, Pastis oder Wasser, aber doch keinen Orangensaft. Mein K rper fordert Vitamine. Gut, soll er haben.' Ich griff in die Brusttasche der Jacke und zog den Fr chteriegel heraus. Mit ihm kamen mehrere Geldscheine zutage. Die Freude  ber das Geld paarte sich mit dem schlechten Gewissen, dem Arzt nicht nur die teure Jacke, sondern auch noch viel Geld entwendet zu haben.

Da sa  ich und beobachtete die Betriebsamkeit in dieser

riesigen Sackgasse. Ein Bahnhof, in dem Züge weder ein noch aus fuhren. Es war Betriebsamkeit um einen einzigen Stillstand herum, dazu verurteilt, allmählich einzuschlafen. Lediglich die Lautsprecherdurchsagen forderten Aufmerksamkeit ein und zogen für den Moment aus der Depression. Mein Blick streifte dauernd die antike Bahnhofsuhr. Der Minutenzeiger rastete immer noch auf derselben Ziffer. Ich befürchtete, im nächsten Augenblick könnte auch diese große Uhr einfrieren. Die Zeit als vierte Dimension wäre dann unwiderruflich verloren.

Der Zeiger sprang ruckartig weiter.

Ein elegant gekleideter Mann am Nebentisch bestellte innerhalb von dreißig Minuten das dritte Bier. Die stark geschminkte, rothaarige Frau, zwei Tische weiter, putzte sich zum vierten Mal ihre verschnupfte Stupsnase. Danach schaute sie sofort in ihren Handspiegel, um sich die leicht gerötete Nase zu pudern.

Der Zeiger der Uhr sprang weiter.

Zeiteinheiten dehnten sich in monotonen Abläufen. Die Stunden wurden länger und die Menschen immer träger.

Ich war zum dritten Mal in Folge vom Schicksal dazu gezwungen, auszuharren. Zuerst gefangen hinter den unüberwindbaren Mauern des Gefängnisses, dann der Zwangsaufenthalt im Krankenhaus und nun hing ich hier fest.

'Hätte ich doch Flügel, um dich bald erreichen zu können. Camille, leider kann ich dir nur meine Gedanken schicken. Wie weiße Vögel mit weiten Schwingen gleiten sie durch Sturm, Schnee und völlige Finsternis zu dir hin. Ich hoffe du fühlst, dass ich noch lebe.'

Die Erlösung.

Der erste AGV setzte sich am nächsten Tag pünktlich um zehn Uhr, präzise nach Fahrplan, in Bewegung. Er rollte aus dem Bahnhof Paris - Lyon.



Schnell nahm er Fahrt auf, ließ die Hauptstadt hinter sich und ich fuhr mit ihm. Durch ein Fenster des Barwagens bestaunte ich, wie die nahe an mir vorbei fliegende Vegetation abgelöst wurde von der Weite verschneiter Ebenen. Der Eindruck, dass der moderne Zug ohne Halt die nächste Metropole rasend schnell erreichen will, stand im Gegensatz zur Illusion, die transsibirische Eisenbahn präsentiere dem Reisenden Bilder stiller russischer Eislandschaften.

Der Himmel hatte sich eingetrübt und dichtes Schneetreiben setzte ein. Das Wechselspiel verlor sich. Es blieb der rasende AGV. Aerodynamisch durchschnitt er den Wirbel aus unzähligen Schneeflocken wie ein abgeschossener Pfeil, der nicht an Geschwindigkeit verliert.

Nach eineinhalb Stunden änderte sich das Wetter erneut. Statt Schnee fiel nun Regen. Die Märchenwelt wie aus 'Dr. Schiwago'-Filmszenen war endgültig abgelöst worden. Es war kaum Zeit geblieben, den Wetterumschwung zu erfassen.

sen, als der Expresszug auch schon einbremste.

Fünf vor zwölf stand der AGV im Bahnhof Lyon. Endstation.

Im Süden, nicht weit von zu Haus

Hier musste ich einen weiteren Tag ausharren.

Die Streckenarbeiter hatten draußen nicht gegen Eis und Schnee, sondern gegen Schlamm, Geröll und Unterspülungen anzukämpfen.

Immer noch bekam ich keine Telefonverbindung nach Alès oder zu Camille. Und wieder begannen lange Stunden.

Der nächste, frei gegebene Streckenabschnitt führte durch eine Welt voller Wasser nach Avignon.

Als ob es noch nicht genug gewesen wäre, begann es unterwegs abermals stark zu regnen. Sturzbäche und Schlammabgänge boten ein atemberaubendes Schauspiel. Fahrgäste schrien immer wieder auf, als führen sie in einer Achterbahn. Aus Sicherheitsgründen fuhr der Zug das letzte Stück langsamer. Schließlich am Ziel, waren wir froh, angekommen zu sein. Und obendrein war die Strecke Lyon - Avignon schon wieder gesperrt worden.

In mir jubelte es: 'Camille, ich komme.'

Voller Freude begab ich mich auf den Weg zum Bus. Aber was war vor dem Bahnhof los, warum dieser Menschenauflauf?

Wie einer Choreographie folgend, hatten sich die in schwarzen Gewändern gehüllten Mitglieder einer Endzeitsekte im Kreis um ihr Oberhaupt aufgestellt.

Ihre ausgestreckten Arme berührten sich fast, wodurch die weiten Gewänder einen Ring aus Stoff bildeten. Ihr in dunkles Rot gekleideter Führer stand mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen etwas erhöht in ihrer Mitte. Er schaffte es, die Passanten in seinen Bann zu ziehen. Sie warteten gespannt, was weiter von ihm kommen würde.

Er hob langsam seine Arme zum von grauen Wolken verhangenen Himmel und begann mit mächtiger, gleichsam verzweifelt klingender Stimme den Weltuntergang zu predigen. „Der letzte Akt des Dramas hat begonnen und der Vorhang der Geborgenheit um uns herum wird zerreißen!“

Wie auf Kommando ließen seine Jünger die Arme sinken

und gingen ein paar Schritte in die Menge. Wieder erhob er seine Stimme, diesmal noch kräftiger als zuvor.

„Ausnahmslos werden wir alle auf der großen Bühne stehen. Begleitet von den tiefen Tönen aus den Höllen der Unterwelt, werden die alten bösen Geister über uns hereinbrechen, feste Plätze einnehmen und die Erde beherrschen! Kommt in unseren Kreis und stärkt so den Schutzwall gegen sie!“

Es dröhnte in meinen Ohren. Zwei abseits stehende Jünger bliesen in lange hölzerne Basshörner. Kinder weinten vor Angst. Es entstand ein Tumult.

„Stärkt den Wall, sonst gibt es keine Rettung mehr!“ Er gestikuliert wild.

Sein Tonfall klang immer verrückter, bis seine Worte gänzlich vom Tumult und den Bässen der Hörner überdeckt wurden.

'Was sind das nun wieder für Spinner?', dachte ich kurz, als sofort darauf sehr laut und deutlich zu hören war: „Räumen Sie den Platz!“ Es kam von der Zufahrtsstraße. Mehrere blau lackierte Lastwagen mit Europasymbol waren, durch den Lärm unbemerkt, heran gefahren. Mir wurde schnell klar, dass sie zur europäischen Garde gehörten.

„Räumen Sie sofort den Platz!“, wiederholte der Gardist in schroffem Ton durch sein Megaphon.

Die Uniformierten rückten in zwei Keilformationen durch die Menge auf die Sektenmitglieder vor.

„Ihr Dämonen bleibt von mir!“, war noch vom Prediger zu verstehen, bevor Schüsse fielen. Ein Gardist brach getroffen zusammen.

Nach einer Schrecksekunde entstand Panik und die Leute liefen weinend und schreiend in alle Richtungen auseinander. Ich wurde von Flüchtenden in den Bahnhof zurückgedrängt. Weitere Schüsse wurden abgefeuert.

Wenige Minuten später war der Platz wie leer gefegt. Die schwarz Gekleideten waren auf den LKW abtransportiert worden. Gardisten sicherten den Platz und die notärztliche Versorgung der Verletzten. Andere besetzten die Eingänge des Bahnhofs.

Einige von ihnen kamen herein.

In Dreiergruppen begannen sie die Zivilisten zu kontrollieren. Zwei der Männer hielten die Maschinenpistole im Anschlag, während der dritte die Ausweispapiere der Personen prüfte.

Ich versuchte der Kontrolle zu entgehen und orientierte mich in Richtung der Bahnsteige, als ich auch schon aufgehalten wurde.

„Ihren Ausweis bitte.“

Erneut war ich in den mir nicht unbekanntem Erklärungsdruck geraten. Sie gaben sich mit dem, was ich zu sagen wusste, nicht zufrieden. Also wurde ich mitgenommen.

'Ich hätte mir an ihrer Stelle auch nicht geglaubt', versuchte ich mich auf dem Weg zu trösten.

Im Dienstgebäude angekommen, verhörte mich ein älterer weißhaariger Offizier. Dies gestaltete sich anfangs sehr knapp, denn er nahm lediglich meinen Namen und meine Adresse auf. Danach befragte er gespannt seinen Computer. Nach wenigen Sekunden machte sich Zufriedenheit auf seinem freundlichen Gesicht breit.

„Na bitte, da haben wir Sie ja gleich. Gabriel Cordes. Oh, Sie sind ein gefragter Mann. Im Übrigen und überhaupt. Sie haben sich ganz schön verändert.“

Mit einem souveränen Gesichtsausdruck wählte er auf dem Telefon eine Rufnummer und bekam sofort Anschluss.

„Guten Tag. Kommandantur der Europäischen Garde in Avignon, Capitaine Pajou. Wir haben hier eine Person, Gabriel Cordes, aus Alès. Im Netzwerk ist vermerkt, dass Sie beim Auffinden des Herrn Cordes sofort zu benachrichtigen sind.“ Dann hörte er seinem Gesprächspartner nickend zu.

„Ja, ich gebe Ihnen jetzt Herrn Cordes.“ Er reichte mir den Apparat.

„Hallo Herr Cordes.“ Es war Herr Höflich, wie ich schon befürchtet hatte. „Mir ist zu Ohren gekommen, Sie hatten es sehr eilig“, fuhr er zynisch fort. „Wie geht es Ihnen eigentlich, doch sicherlich nicht besonders gut?“

„Es ging mir schon besser“, antwortete ich resigniert.

„Der Verdacht gegen Sie hat sich nach Ergreifung und Verhör der Täter als unbegründet erwiesen. Aber über die Geschichte in Marseille werden wir gegebenenfalls noch einmal sprechen müssen, nicht wahr? Ihre Sachen werden, wenn es wieder möglich ist, nach Alès geschickt. Sie werden rechtzeitig darüber informiert. Und wissen Sie, das Beste wird sein, Sie vergessen die ganze Sache und sprechen mit niemandem darüber. Haben Sie mich verstanden?“

„Ja, ich habe verstanden“, erwiderte ich erleichtert, bekam aber gleichzeitig eine Stinkwut auf Herrn Höflich.

„Ich hoffe, Sie haben mich wirklich verstanden“, fügte er nochmals an. „Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, nicht wahr? Und nun geben Sie mir noch einmal den Capitaine.“

Der Gardist nahm das Telefon zurück und erhielt wohl einige Instruktionen, denn obwohl er nichts sagte, nickte er wiederum unentwegt.

Nachdem er aufgelegt hatte, druckte er ein Papier aus und stempelte es mehrmals ab.

„Das ist Ihr vorläufiger Ausweis. Übrigens, haben Sie Geld für ein Hotel oder können Sie sich welches besorgen?“

„Nein, erst in Alès und das restliche wird nicht reichen.“

Auf meine Antwort hin schaute er mich etwas mitleidig an.

„Wenn das so ist, und Sie einverstanden sind, wird Sie der nächste Transport ins Westlager bringen. Dort werden Sie eine Weile bleiben müssen, denn Alès ist im Moment nur mit dem Hubschrauber erreichbar. In mehreren Departements ist die Situation äußerst angespannt. Sie unterliegen auf Grund des extremen Hochwassers und der Zerstörungen der Notstandsgesetzgebung. Es wird inzwischen erwogen, das Kriegsrecht zu verhängen, um Plünderungen Einhalt zu gebieten.“

Ein Schreck durchfuhr mich. Mit diesem Ausmaß hatte ich nicht gerechnet. Die tiefe Sorge um Camille, ihre Eltern, um Robert und meine Freunde in Alès ergriff mich. Wie hatten sie diese Katastrophe überstanden? Hoffentlich ging es ihnen gut.

Obwohl es Capitaine Pajou plötzlich sehr eilig hatte, konnte ich noch Weiteres von ihm erfahren.

Für private Kraftfahrzeuge wurde kein Kraftstoff mehr verkauft. Alle verfügbaren Reserven an Treibstoffen waren den Ordnungs- und Versorgungskräften vorbehalten. Erste Kraftwerke waren abgeschaltet worden. Das Telefonnetz brach weiter zusammen. Die Verteilung von Lebensmitteln und Wasser wurde, soweit möglich, kontrolliert. Der letzte Wetterbericht hatte gemeldet, der Regen würde nachlassen, aber es sollte deutlich kälter werden.

Capitaine Pajou verabschiedete sich von mir.

„Im Übrigen und überhaupt. Ihnen bleiben noch fast eineinhalb Stunden. Nutzen Sie die Zeit und gönnen Sie sich hier noch ein Menü von Bernard. Sie können es gebrauchen und unser Bernard kocht weltmeisterlich. Das Essen im Lager hingegen wird Sie nicht begeistern.“ Er wies einen Untergebenen an. Der brachte mich zum Casino. An der Tür streifte er den Uniformärmel hoch und sah auf seine Armbanduhr.

„Punkt fünfzehn zwanzig hole ich Sie hier wieder ab. Fünfzehn dreißig ist der Transport der Zivilisten ins Westlager.“

Als ich vor dem verglasten Tresen des Casinos stand, gingen mir die Augen über. Verschiedene Salate, Desserts und Kuchen zeigten die individuell mögliche Umrahmung der Hauptgenüsse. Diese waren durch den schwachen, aber guten Duft aus der Küche erahnbar.

„Unglaublich! Gabriel Cordes, der Bildhauer. Sie sind es wirklich.“

Ein weiß gekleideter Koch, äußerst smart aussehend, stand mit weit geöffneten Augen hinter dem Tresen und klatschte aufgeregt in die Hände. Darauf versank er ein wenig in sich.

„Wir waren in Ihrer Ausstellung. Oh, Herr Cordes, Sie hier. Wo mein Freund und ich Ihre Kunst doch so bewundern. Philipp ist Maler. Mich hat er auch schon gemalt.“ Letzteres sagte er verschmitzt und etwas leiser. Er strich sich verträumt über seinen schmalen Oberlippenbart.

„Oh, papalapap, was rede ich? Entschuldigen Sie, Sie haben Hunger. Zum Glück haben wir hier noch ausreichend Vor-

räte in dieser schlimmen Zeit. Nehmen Sie Platz und verlassen Sie sich ganz auf mich, denn meine Kunst ist das Kochen.“

Ich hatte mir nur kurz die Hände gewaschen. Als ich zurück kam, war bereits eingedeckt. Bernard brachte Mineralwasser, einen Korb frisches Weißbrot und stellte dazu ein Töpfchen Gänseschmalz auf den Tisch. Dann zauberte er mit einer eleganten Drehung seines Unterarms eine Flasche Rotwein hervor und präsentierte das Etikett.

„Bitte sehr, Chateau de Lamarque, ein herrlicher Haut-Médoc, nur für meine besten Gäste.“

Er roch dahin schwelgend an dem Korken, beugte sich leicht nach vorn und gab einen Schluck in das Bordeaux-Glas. Nachdem ich Farbe und Bukett geprüft hatte, nahm ich einen großen Schluck. Der Wein füllte meinen Mund.

Als er den Gaumen erreichte und ich ihn schließlich schluckte, bewegte sich Bernards Kehlkopf mit.

„Wirklich, ein wunderbarer Wein“, bestätigte ich ihm. Er schenkte zufrieden nach, wünschte mir einen guten Appetit und flitzte voller Elan zurück in die Küche.

'Schau, Camille, deinem Gabriel geht es gar nicht so schlecht.'

„Salat au Bernard. Nochmals einen guten Appetit.“ Und schon war er wieder verschwunden.

'Sehr gut', urteilte ich, nachdem ich ihn probiert hatte. Salat au Bernard war eine Köstlichkeit aus kräftigen Salatblättern mit warmen Schinkenstreifen und gerösteten Walnussstückchen. Angemacht hatte er ihn mit Walnussöl, ein wenig Honig, Zitronensaft und geriebener Orangenschale.

„Flugentenbrust mit Pfirsichen in Portweinsauce.“ Blitzschnell, war der leere Salatteller abgeräumt und er ließ den Hauptgang mit einer schwungvollen Bewegung auf den Tisch gleiten. Die letzten Gäste außer mir, zwei Gardisten, verließen das Casino.

„Bis bald, Jungs. Es gibt eine ganz besondere Leckerei zum Abendessen!“, rief ihnen Bernard nach. Noch mit einem etwas bemutternden Gesichtsausdruck behaftet, wandte er

sich nun ausschließlich mir zu.

„Und Ihnen wünsche ich wiederum einen guten Appetit.“

„Du bist in der Tat ein Kochkünstler“, bedankte ich mich. An so einen Anblick, Geruch und Wohlgeschmack konnte ich mich kaum noch erinnern. Und was er in diesen Entenfond hinein komponiert hatte, um eine solche Sauce zum knusprigen Fleisch servieren zu können. Mein, wenn auch ein wenig aus der Übung gekommener, aber immer noch sensibler Gaumen schmeckte natürlich Salz und Pfeffer. Aber die Noten von Senf, Zitronensaft, Thymian, Schalotte, Rotwein und darunter geschlagener Butter machten die Portweinsauce zu einem Erlebnis.

'Und nicht mit dem Portwein gespart', schwärmte ich und nahm noch einen Schluck Rotwein oben drauf. Bernard erkundigte sich, ob es mir geschmeckt hätte.

„Weißt Du, Bernard, es ist, als ob du ewig lange durch die Wüste geirrt wärst. Aber dann erreichst du eine Oase, die dich mit all ihren Köstlichkeiten für die vorangegangenen Strapazen entschädigt. Du entschädigst mit deinen Gerichten jeden Tag die Gardisten, so wie Du es heute auch mit mir tust. Das Essen ist ein Gedicht.“

„Meinen Sie wirklich? Sie meinen, es ist besonders gut?“

„Noch besser, Bernard und nenn' mich bitte Gabriel. Wenn der nächste Sommer es zulässt, würden wir uns über Deinen Besuch freuen. Meine große Liebe, sie heißt Camille, schätzt ebenfalls gutes Essen. Bring auch Philipp mit. Wir machen uns alle zusammen ein schönes Wochenende. Du kochst und ich haue Dich dafür in Holz.“

Wir tauschten unsere Adressen aus. Während ich noch die Käseplatte mit blauen Weintrauben vor mir hatte, ging das Mahl bereits seinem Ende entgegen. Die fortgeschrittene Zeit ließ das Dessert und den Kaffee nicht mehr zu, denn es war 15.20 Uhr.

Der Soldat stand in der Tür und gab mir das Zeichen aufzubrechen. Ich bedankte mich noch einmal bei Bernard und freute mich auf den Ortswechsel Richtung Westen. Zumindest käme ich Camille ein kleines Stück näher.

„Und, hat Capitaine Pajou nicht Recht gehabt?“, fragte der Gardist auf dem Weg durch das Gebäude. „Kochen kann er wie ein Weltmeister.“

„Ja, das kann er. Er sollte mit ins Lager kommen. Dann müsste ich mich nicht gleich wieder entwöhnen.“

Der Soldat lachte.

„Kommt gar nicht in die Tüte, Zivilist.“

Im Vorübergehen

15.30 Uhr – Abfahrt vom Militärgelände mit dem gerade neu entwickelten Truppentransporter der Europäer.

Das Fahrzeug mit dem Namen 'Waran' bestach mich durch seine ungewöhnliche Formgebung.

„Diese verleiht dem 'Waran' in Kombination mit speziellen Radaufhängungen und Radständen ein extrem gutes Geländeverhalten.“ Einer der sechs schwer bewaffneten Begleiter, die an der Hecktür saßen, erläuterte mir weiter, dass dies gleichzeitig ein Amphibienfahrzeug wäre. Längere Strecken durch Wasser ohne Bodenberührung der Reifen stellten kein Problem dar. Der obere Teil des Fahrgastraumes bestünde aus gewölbter vielschichtiger Panzerverglasung. Ein Metallaufbau durchzöge wie eine Wirbelsäule fast die gesamte Länge des Transporters. Rippen stabilisierten die Konstruktion und teilten die Verglasung in Segmente.

„Je nach Anforderung kann der 'Waran' eine enorme Spitzengeschwindigkeit erreichen.“

Er zeigte auf das vordere Ende des Mannschaftsraumes, wo sich direkt unterhalb der 'Wirbelsäule' ein Verbindungsgang zum Cockpit befand.

„Das nach vorn schmal zulaufende Cockpit erinnert nicht nur von seiner Form an den Kopf einer Echse. So wie ein Waran als wichtiges Sinnesorgan seine Zunge nutzt, wird sein gepanzerter Bruder durch verschiedene Ortungssysteme gestützt. Links und rechts hinter dem Fahrzeugführer können zwei Copiloten agieren.“ Der Gardist konnte gar nicht mehr aufhören, den Aufbau und die optimale Ausrüstung dieses Wunderwerkes zu beschreiben.

„Im Kampfeinsatz können alle Glassegmente durch Metalljalousien verschlossen werden. Oben hinter dem Kopf des 'Warans' sind zwei Maschinengewehre installiert. Diese lassen sich von den Copiloten über das Visier an den Helmen steuern. Den Bordschützen stehen mehrere Betriebsprogramme zur Verfügung, zum Beispiel ein infrarot unterstütztes Automatikprogramm. Du drückst IAZ, das heißt Infrarot-

Alle-Ziele, und das System schießt auf alles, was lebt und größer ist als ein Hund“, beschrieb er, begeistert mit den Händen fuchtelnd.

Zweifelsohne beeindruckte mich die Technik ebenfalls. Jedoch, wäre früher Geld in Umweltschutz statt in Militärtechnologie geflossen, hätte ich jetzt nicht in diesem 'Killerwaran' reisen müssen. Ich spürte Aggressionen in mir aufsteigen.

„Wenn für Helikopter schon lange nichts mehr geht, unser 'Waran' fährt bei jedem Wetter.“ Damit hatte er seinen Vortrag endlich abgeschlossen und wir kehrten Avignon den Rücken. Der Soldat wandte sich wieder den anderen Gardisten zu.

Er klinkte sich in deren misslaunige Diskussion über ihre zu langen Dienstzeiten ein.

Angewidert betrachtete ich den Fahrgastraum, den Bauch des 'Warans' und die Passagiere darin. Es waren an die zwanzig, in der Mehrzahl Rentner – alle aus der guten alten Zeit.

'Nach dem zweiten Weltkrieg direkt ins Wirtschaftswunder hinein geboren, habt ihr nie Hunger leiden müssen. Jetzt befindet ihr euch im Bauch dieses neuzeitlichen Metallinos. Ihr seid nicht privilegiert genug und zu schwach, um euch behaupten zu können.

Ja, alte Frau und alter Mann, es hat euch eingeholt. Niemand stellt mehr am Rad und doch dreht es sich immer schneller. Damals war es fünf Minuten vor Zwölf. Unsere Generationen standen in besonderer Verantwortung. Wir hätten es als Letzte stoppen können. Es hat nicht interessiert. Anderes war wichtiger. Heute ist es egal geworden. Aber ihr denkt ja immer noch, es wird vorüber gehen, bald alles wieder beim Alten sein. Ich werde euch die Hoffnung nicht nehmen, denn sie ist das Einzige, was euch bleiben wird. Es tut mir leid, alte Frau und alter Mann. Es tut mir leid, leid um uns alle. Nur die Starken werden es schaffen. Aber auch sie werden sich anpassen müssen. Wie dieser 'Waran' an eine sich

wandelnde Umwelt angepasst ist.

Nördlich, nicht weit von hier, brach der eiszeitliche Winter bereits vor Tagen herein. Wie lange wird er andauern? Und wie tief werden diesmal die Temperaturen sinken? Zur selben Zeit vertrocknen im Süden die Reste der Regenwälder und unter der Sonne kochen die Meere auf. Als klimatisch vergleichsweise gemäßigt, kann man nur schmale Streifen Land dazwischen bezeichnen. Auf einem solchen Streifen bewegen wir uns gerade. Wirklich gemäßigt ist allerdings lediglich die Geschwindigkeit, mit der wir es tun. Der Blick aus dem Fenster bietet wenig Raum für optimistische Visionen.'

Bei diesen Gedanken spürte ich, wie eben noch vorhandene Aggression und Zynismus in Niedergeschlagenheit umschlugen. Stärker als je zuvor und überdeutlich hatte ich die Ausweglosigkeit der Situation vor Augen.

Das Fahrzeug bahnte sich den Weg durch Wasser und Schlamm, ohne jegliche Spur zu hinterlassen.

'Ich wünschte, es wäre nur ein bedrückender Tagtraum, aber Trugbilder erzeugen kein Motorengeräusch.'

Unterwegs hatte der Grad der Überschwemmungen zwischenzeitlich ab- dann wieder merklich zugenommen. Für gewöhnliche Straßenfahrzeuge wäre diese Strecke nicht passierbar gewesen.

Erst das letzte Stück in Richtung Norden hatte eine deutliche Entspannung der Hochwasserlage gezeigt. Nach vierzig Minuten erkannten wir die äußeren Zelte des Lagers. Es lag fünfundzwanzig Kilometer von Avignon entfernt und zirka fünf Kilometer nördlich des Pont du Gard.

An hunderten Zelten vorbei fuhr der 'Waran' die sichere Anhöhe hinauf, wo sich das Zentrum dieser provisorischen Stadt befand. Hier trafen sich acht breite Zufahrtswege, deren Mündungen, wie der weitläufige Platz selbst, von Versorgungscontainern gesäumt waren.

Hinter den Containern des Roten Kreuzes schlossen sich Sanitätszelte mit Krankenbetten an. In der Mitte des Platzes befand sich die Verwaltung.

Die riesige Gesamtfläche des Lagers teilte sich in acht nummerierte Blöcke, die jeweils durch die Zufahrtswege voneinander getrennt waren. Jeder Block bestand nochmals aus sieben mit Buchstaben bezeichneten Abschnitten. Jedes der einzelnen Zelte war wiederum nummeriert.

Ich bekam von der Lagerverwaltung einen Liegeplatz im dritten Block, Abschnitt G, Zelt Nummer 17 zugewiesen.

Als ich mich durch das Menschengewimmel auf den Weg zu meiner Unterkunft begab, war die Bewölkung aufgerissen und die Sonne lachte auf das 'Ferienlager'.

Ich marschierte schwitzend mit der mir zugeteilten Isoliermatte, Nackenrolle und Wolldecke unter dem Arm an den ersten Abschnitten des dritten Blockes entlang.

'Acht Blöcke mal sieben macht sechsfundfünfzig Abschnitte à zweihundert Zelte', rechnete ich.

'Sechsfundfünfzig Abschnitte mal zweihundert macht elftausendzweihundert Zelte à zehn Personen. Hundertzwölftausend Menschen. Das ist Pauschaltourismus', versuchte ich mich aufzuheitern.

Ich passierte Abschnitt F.

'Abschnitt G, G wie ganz hinten. Da beginnt er', dachte ich erleichtert. 'Zelt Nummer 17, wo ist Zelt Nummer 17? Was für ein Campingplatz.'

Schweißgebadet schüttelte ich den Kopf und pustete. Erschöpft zog ich meine Winterjacke aus. 'Ah ja. Da ist Zelt Nummer 16 und, na bitte, daneben Nummer 17.'

Ich betrat das Zelt. 'Oh nein. Ein Altherrenzelt!'

„Mensch Leute, stinkt das hier!“, rief ich empört.

Im selben Moment fiel mir ein, dass ich bestimmt auch nicht gerade nach Veilchen duftete.

„Rollt die Fenster auf. Draußen scheint die Sonne. Bald geht es wieder nach Hause“, lenkte ich ein.

'Aber versprechen möchte ich es besser nicht', dachte ich.
Außer Murren bekam ich keine Antwort.
Höchst ungern legte ich mich auf den einzigen freien Platz
zwischen die Männer und schlief schnell ein.

Das laute Geklapper von Geschirr rüttelte mich jedoch bald
wieder aus dem Schlaf.

Die ersten waren mit ihrem Abendessen von der Ausgabe-
stelle zurück. Schlüpfend und schmatzend löffelten sie ent-
weder einen undefinierbaren Brei in sich hinein oder aßen
direkt aus der Dose das Alternativgericht.

Um den Appetit nicht gänzlich zu verlieren, flüchtete ich ins
Freie.

Im Zentrum des Lagers drängelte ich mich zwischen Massen
von Menschen hindurch. Sie standen in langen Schlangen
vor den vielen Ausgabestellen an.

Es waren überwiegend Evakuierte aus den Überschwem-
mungsgebieten, wie ich aus den leisen Gesprächen zwischen
einigen heraus hören konnte. Die meisten jedoch blieben
stumm mit einem resignierten oder mürrischen Gesichts-
ausdruck. Sie hatten nichts außer ihrem Leben und dem, was sie
am Körper trugen.

Familien mit Kindern waren, wie die Kranken, in extra
Zelten mit Feldbetten nahe des Platzes untergebracht.

Auch sie mussten für das Essen anstehen. Aber sie bekamen
für die Kinder, was ich als gerecht empfand, an gesonderten
Ausgabestellen für Familien bessere Verpflegung.

Obwohl ich nach dem üppigen Mittagmenü bei Bernard im
Casino noch nicht hungrig war, stellte ich mich in die
Schlange.

Nach einer halben Stunde erfuhr ich, dass warmer Gemüse-
brei und kaltes Dosenfleisch zur Auswahl standen.

„Geben Sie mir bitte solch eine Dose Fleisch“, bat ich die
schwitzende Frau an der Essensausgabe.

„Geben Sie mir erst ihren linken Arm“, forderte sie ener-
gisch. Auch ich bekam einen Stempel auf den Unterarm, so
wie die Anderen vor mir. Zum Fleisch gab es ein Stück Brot

und eine Flasche Wasser.

„Wenn ich aufgegessen und den Stempel abgewaschen habe, komme ich noch einmal“, scherzte ich.

„Da müssten Sie sich schon die Haut abziehen“, war ihre Antwort, während ich auch schon von dem Nächsten in der Reihe weg geschoben wurde. Wie ich später feststellen musste, war die Stempelfarbe tatsächlich sehr beständig.

'Das wird als Proviant nicht reichen', überlegte ich und steckte das Brot in die rechte Außentasche meiner Jacke. Danach quetschte ich Dose und Flasche in die rechte Innentasche. Nun zog ich meinen linken Arm aus dem Jackenärmel, schob den Ärmel in die Außentasche und strich ihn glatt. Erneut stellte ich mich an, diesmal vor einer anderen Ausgabestelle. Ich streckte der jungen Rot-Kreuz-Schwester meinen rechten Arm entgegen.

„Guten Abend, ich hätte gern das Dosenfleisch.“

Worauf sogleich die Aufforderung kam: „Ihren linken Arm bitte.“

Ich machte eine kurze Körperdrehung und sagte böse: „Sie wollen mich wohl veralbern.“

Sie errötete. Es war ihr sichtlich peinlich.

„Oh, entschuldigen Sie bitte. Es tut mir leid.“ Sie stempelte meinen rechten Arm ab.

„Ist schon okay.“

Ihre Entschuldigung scheinbar akzeptierend, verstaute ich die Sachen nacheinander in meiner rechten Außentasche.

'Zugegeben, nicht ganz sauber und nicht ganz fair. Aber wenn ich hier bliebe, bekäme ich es morgen sowieso', hatte ich als Selbstentschuldigung sofort parat.

Ich hatte keine Zeit verloren. Lediglich der nochmalige Weg zum Zelt, um Woldecke und Iso-Matte zu holen, hatte das Verlassen des Lagers verzögert.

Kalter Wind blies mir entgegen. Unter sternklarem Himmel ging ich in nordwestliche Richtung.

'Noch ungefähr zehn Kilometer bis Uzès, dann über die Verbindungsstraße zur 106. Von dieser komme ich auf die

Straße, die durch Anduze fast bis zur Mühle führt. Sechzig Kilometer bis zu Camille, vorausgesetzt, sie ist auch dort. Wie lange werde ich für den Weg brauchen?'

Ich wusste es nicht, gelaufen war ich die mir vertraute Strecke nie. Doch der Wille, jetzt endlich nach Hause zu kommen, gab mir Mut und Kraft.

Am nächtlichen Horizont bemerkte ich den Widerschein von Feuer. Gleich darauf konnte ich es sogar riechen. Zu hören war nur der Wind und das Platschen meiner Schritte durch großflächige Wasserpfützen und tiefen Schlamm. Sonst war es still. Unheimlich still war diese Einsamkeit. Mir war, als würde ich eine fremde Welt durchwandern.

'Was war das?' Ich meinte sicher, ein knackendes Geräusch gehört zu haben. Schlagartig war es mit meinem Mut nicht mehr so weit her. Ich ging schneller, so schnell ich nur konnte. Ständig drehte ich mich um. Das Geräusch, da war es wieder und wieder, noch lauter als zuvor.

Wie schockgefroren stand ich da und versuchte in der nur schemenhaft erkennbaren Vegetation etwas zu entdecken. Das Knacken war aus den Büschen unterhalb der Straße gekommen. Fast wäre ich vor Schreck gestorben, als sich mehrere Schatten unter lautem Getrappel aus der Silhouette der Büsche lösten und schnell entfernten. Es musste eine Rotte Wildschweine gewesen sein. Erleichtert setzte ich meinen Weg fort.

Ich war gut vorangekommen, hatte die Strecke bis Uzès fast zurückgelegt, als mir ein 'Waran' entgegenkam.

Er hielt neben mir an.

„Wollen Sie etwa nach Uzès?“, fragte der Gardist.

„Nicht direkt“, antwortete ich. „Eigentlich nach Anduze und noch ein Stück weiter.“

„Das ist nicht möglich. Die Verbindungsstraße ist unpassierbar. Und im Bereich von Alès wurde auf Grund von Ausschreitungen das Kriebsrecht verhängt. Da lässt man Sie nicht durch. Wir haben das Fahrzeug voller Plünderer, sonst könnten wir Sie mit zurück nehmen. Passen Sie auf sich auf.“

Es treibt sich eine Menge Gesindel herum.“ Sie fuhren weiter.

Die Welt schien sich gegen mich verschworen zu haben. Aber aufgeben wollte ich jetzt nicht, so kurz vor dem Ziel. Trotzdem blieb mir erst einmal nichts anderes übrig, als umzukehren. Mit dem Wind im Rücken ließ es sich besser laufen. Ich erreichte mitten in der Nacht die Straße zur Gard hinunter.

'Soll ich weiter zum Lager gehen oder hier abbiegen?'

Ich setzte mich an den Straßenrand und öffnete eine Fleischdose. Während des Essens überkam mich Müdigkeit. Ich wurde schläfrig. Die Frage hatte sich von selbst beantwortet. Schon kurz darauf schreckte ich hoch. Eine Fahrzeugkolonne der Gardisten donnerte vorbei.

'Oh Mann', dachte ich. ' Es wird höchste Zeit einen Schlafplatz zu finden.'

Der anschließende Weg hinunter zur Gard wurde bald zu einer nassen Angelegenheit.

Also nahm ich den Pfad über den angrenzenden Hügel und gelangte sicher auf die mittlere Galerie des Pont du Gard. Dort fand ich Schutz vor dem kalten Wind, der durch die Bögen des Aquäduktes pff. Lautes Tosen und Rauschen verstärkte die Geräuschkulisse. Unter mir trug der reißende Fluss ungeheure Wassermassen zur Rhône. Eilig rollte ich mich fest in die Woldecke ein.

Entfernt vernahm ich Rotorengeräusche einer Hubschraubstaffel. Mit den Augen waren die Maschinen nur schwach auszumachen. Sie waren unterwegs nach Alès, wie die Fahrzeugkolonne vorhin.

'Unterwegs nach Alès, in Kriegsgebiet. Was für ein Horror! Beängstigend', dachte ich dösend.

Der Wind wurde schärfer und erhob sich heulend zum Sturm. Dumpfe Schläge von Baumstämmen, die gegen den Aquädukt rammten, verhinderten zusätzlich tiefen Schlaf.

Frierend quälte ich mich durch die restliche Nacht.

Endlich war es hell geworden und die Strahlen der Sonne

wärmten mich.

„Guten Morgen, Sonne. Guten Morgen, Camille“, begrüßte ich sie. „Die Nacht war ungemütlich ohne dich. Ich weiß, ich wollte längst zurück sein.“

Das tosende Wasser der Gard forderte meinen Blick vom Rand der Galerie.

„Sieh Camille, das Wasser fließt stetig ab. Nicht mehr lange, dann ist es Zeit für den nächsten Versuch, nach Hause zu kommen.“

Ich schlug die Woldecke beiseite und ging den Hügel hinunter. Der Fluss zog sich in sein Bett zurück. Wo er es überschritten hatte, verfärbte modrig riechender Schlamm das Land. Die Vegetation des Uferbereiches war zerstört und Felder von angetriebenem Schutt wirkten wie Zeichen seines Anspruchs auf künftige Ausdehnung. Matt und unausgeschlafen ließ ich mich auf einem großen Stein nieder und brach mir Stücke des Brotes ab. Es war trocken und kratzte im Hals. Die Schluckbeschwerden wurden massiver. Das konnte nicht nur am harten Brot liegen.

'Habe ich mir schon wieder etwas eingefangen?'

Ich fasste mir an die Stirn. Sie war heiß.

'Tatsächlich. Fieber! Sechzig Kilometer bis zur Mühle. Und das womöglich querfeldein, vom Fieber geschwächt. Das werde ich nicht schaffen.'

Schweren Herzens kam ich mit mir überein, noch einmal ins Lager zu gehen, um Medikamente zu besorgen.

Doch dann hatte ich die Idee, mir im alten Hotel helfen zu lassen. Über dem Fluss thronend, war es vom Hochwasser verschont geblieben. Trotzdem wirkte es wie ausgestorben. Ich klopfte kräftig an die verschlossene Tür.

„Hallo, ist hier jemand?“, rief ich angestrengt. Aber weit und breit war keine Menschenseele.

Zu meiner Enttäuschung musste ich einsehen, dass mir der Weg ins Lager nun doch nicht erspart blieb. Erneut machte ich mich auf den Weg. Mit jedem Schritt fühlte ich mich schlechter.

Die Straße hoch zum Zeltlager schleppte ich mich nur noch

dahin. Dauernd rollten Transporter an mir vorbei. Ich winkte, um mitgenommen zu werden, doch sie waren mit Menschen überfüllt.

Die äußeren der weißen Zelte wurden klarer erkennbar. Helfer waren dabei, das Lager zu vergrößern. Als ich die Grenze des Camps erreichte, hatten sie es an der Hauptzufahrt bereits um drei Abschnitte erweitert. Die Hilfskräfte waren merklich überlastet. Der Zuwachs an Flüchtlingen verursachte einen chaotischen Zustand. Die Anzahl der neuen Zelte reichte noch nicht aus und es gab keine weiteren.

In einem der Rot-Kreuz-Container wartete ich bis jemand vom überarbeiteten Personal einen Moment Zeit für mich hatte. Nach einer sehr kurzen Untersuchung sagte mir die nette übermüdete Frau verzweifelt, dass ich ins Bett gehöre und ein Antibiotikum bräuchte. Aber sie hätten weder den Platz noch die Medikamente. Sie bat mich, den Tränen nah, später noch einmal wiederzukommen.

Vielleicht brächte der nächste Verpflegungstransport die im Lager unbedingt benötigte Arznei. Sie gab mir einige von den noch vorrätigen Aspirin. Nachdem ich zwei von ihnen eingenommen hatte, verbesserte sich mein Befinden.

Ich stand an der Essensausgabe und hoffte auf eine weitere Dose Fleisch als Marschverpflegung. Die Schlangen waren länger als am Vortag. Nach fast einer Stunde Wartezeit bekam ich zu meinem Entsetzen zum Stempel nur eine Schüssel Hirsebrei. Widerwillig aß ich die pappige Speise. Ich mutmaßte, dass die Versorgungslage noch schlimmer werden würde. Es war eine Tragödie, denn ich behielt Recht. Die Ausgabestellen mussten Minuten später kurz nacheinander schließen. Die letzten Neankömmlinge hatten das Nachsehen. Sie mussten hungrig bleiben.

Eine Mutter und ihre kleine Tochter erregten in besonderer Weise mein Mitleid. Die dunklen verängstigten Augen des Mädchens erzählten von der schockierenden Tragik, der sie ausgesetzt waren. Ich kreuzte ihren Weg über den Platz und drückte der Mutter im Vorübergehen das Dosenfleisch und

mein letztes Stück Brot in die Hände.

„Sagen Sie bloß nicht danke. Ich bin nicht so edelmütig, wie Sie jetzt vielleicht glauben.“

Das Schicksal all dieser armen Teufel kam mir durch die beiden so nah, dass ich nicht mehr damit umzugehen wusste. Es tat zu weh, dem Drama weiter beizuwohnen, ohne Hilfe leisten zu können. Ich schleppte mich die fünf Kilometer hin in meine Einsamkeit.

'Morgen werde ich noch einmal wegen der Arznei und des Proviants wiederkommen', so mein optimistischer Gedanke.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass ich die Zeltstadt zum letzten Mal gesehen haben sollte.

Es war nachmittags, die Sonne hatte an Kraft verloren und die Kälte kroch durch meine Kleidung. Am Hotel war nach wie vor kein Lebenszeichen erkennbar. Ich ging zum Ufer des Flusses und betrachtete die Umgebung.

'Welch' lange Touren hast du auf dich genommen, um Hölzer für deine Kunst zu finden. Und jetzt schau dir diese Trümmerfelder von Treibgut an. Gabriel, du bist ein wahrer Glückspilz. Das ist Material für viele Jahrzehnte. Allerdings stellt sich die Frage, wie du es transportieren willst. Ach, hör auf, du bist ja von Sinnen.'

Ich kramte in meinen Jackentaschen. Außer ein paar Krümeln Brot, diversen kleinen Geldscheinen und Münzen waren mir eine Flasche Wasser und zwei Tabletten Aspirin geblieben.

Das Geld in der Hand haltend, sah ich zum Hotel.

'Ist noch immer geschlossen? So könnt ihr mit mir kein Geschäft machen! Gut, dann esse ich eben meine Krümel.'

Ich hatte noch nicht einmal ausreichend Appetit, um diese herunter zu bekommen. Das Fieber war deutlich gestiegen und ich fühlte mich dementsprechend schlecht. Ich nahm die übrigen Tabletten und trank sparsam von dem Wasser.

Mit der Dämmerung hatte ich mich auf den Aquädukt zurückgezogen und war eingeschlafen.

Diese Nacht wühlte das Fieber in meinen alten Alpträumen

und mischte sie zu kolossalen Varianten. Sie trieben mich immer wieder in die Nähe des schwarzen Schlundes, wo mir der heiße Hauch des Teufels die Luft nahm. Irgendwann verschlang er mich ...

'Durch rot schimmernde Abgründe stürze ich tief bis ins Innere der Erde. Ich versuche zu atmen. Aber die Luft ist stickig und beißend.

Da oben ist es hell. Doch hier unten ist kein Ausweg. Camille, hier ist kein Ausweg, nur Dunkelheit und heißer Stein. Camille, jetzt kann ich dich sehen, da zwischen den Felsen. Dorthin hast du das Licht gebracht und mit ihm die Luft zum Atmen. Ich spüre sie in meiner Lunge.'

Ich erwachte. Camilles Bild verschwand, während ich auf einen Steinquader starrte. Ich litt unter Atemnot. Das Einatmen bereitete mir Schmerzen.

Meine Stirn war heiß und es ging mir miserabel. In einem Zug leerte ich die Flasche Wasser. Ich legte mich wieder hin und schlief ein.

Stunden mussten vergangen sein, als ich erneut aufwachte. Die Sonne stand bereits im Westen. Ich meinte, mein Kopf drohe vom Fieber zu platzen und mein Körper hätte in Lauge gelegen. Die Krankheit hatte mich im Griff. Weiter durfte das Fieber nicht steigen, sonst bekäme ich ein lebensbedrohliches Problem. Ich nahm die Decke und taumelte von der Galerie den Hügel hinunter. Dabei wurde mir unvermittelt schwarz vor Augen und ich brach zusammen.

Wie lange ich ohnmächtig gewesen war, wusste ich nicht, als ich wieder zu mir kam. Mein Schädel feuerte und das Blut schien zu kochen. Irgendwie schaffte ich es bis zum Wasser. Nachdem ich Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, kramelte ich die Hose hoch und tauchte meine Beine ins Wasser. Das half. Die nassen umgeschlagenen Hosenbeine nutzte ich als Wadenwickel und packte mich gleichzeitig in die Wolldecke ein. Zwischendurch tränkte ich die Umschläge mit

dem kalten Wasser des Flusses. Es gelang mir, das Fieber zu senken. Mit letzter Kraft kroch ich den Hügel hinauf. Kaum war ich auf den Aquädukt zurückgekehrt und hatte mich hingelegt, ging die Sonne unter. Mir fielen die Augen zu. Der Schlaf erlöste mich von den Anstrengungen.

Am Ende

Ich sitze am Ufer der Gard.

Meine Gedanken sind nach der langen Reise durch die Vergangenheit in der Gegenwart angekommen. Währenddessen ist das Fieber schnell gestiegen. Selbst die Kraft aufzustehen habe ich verloren. Völlig erschöpft fühle ich mich, als wäre mein Ende ziemlich nah. So bitter es ist, wenn keine Hilfe kommt oder ein kleines Wunder geschieht, muss ich mir wohl eingestehen, dass ich Camille nie wieder sehen werde, denn selbst zum Lager kann ich es allein nicht mehr schaffen.

Da hinten am Ufer läuft Streuner. „He Streuner!“

'Das war sicher zu leise. Nein, er hat es gehört, da kommt er gelaufen.' „Hallo Streuner, du bist ja auch noch da. Hast du Futter gesucht? Gab es viele Käfer? Sicher, du leckst dir ja noch immer dein Schnäuzchen. Für mich wird es heute nichts mehr geben. Ja, guter Hund, mein menschlicher Geist, der sich seine eigene große Welt schuf, verweht im Wind, hier am Ufer der Gard, auf dieser verdreckten Decke.

Neben den Wegen des Wassers, wo der von den Händen alter Baumeister geschaffene, monumentale Aquädukt den Fluss überspannt. Wasser führt die antike Konstruktion schon lange nicht mehr. Aber der Fluss ist nach wie vor eine Ader und damit ein Teil des übermächtigen Organismus. Zu spät kehrte die Ehrfurcht in unser Gedankengut zurück.

Nun muss ich mich der Natur meines eigenen Körpers ergeben.

Leb' wohl Camille, es geht mir immer schlechter. Die Kopfschmerzen werden unerträglich. Meine Sinne schwinden. Mir wird schwarz vor Augen ...“

Glückseligkeit

Ich höre Camilles Stimme, ich spüre ihre Hand und fühle ihre warmen Lippen auf meiner Stirn.

„Gabriel, Liebster, Du bist zu Hause.“

„Camille? Ich bin zu Hause?“

„Ja, Liebster. Marlène, er kommt zu sich.“

Wir sehen uns in die Augen. Als sie mich umarmt, scheint die Zeit stehen zu bleiben und sich die Welt um uns herum aufzulösen.



„Du bist wieder bei mir“, haucht sie mir ins Ohr. „Albert und Robert haben Dich zu mir zurück gebracht.“

Aus gegenseitigem Trost wird Glückseligkeit. Es mangelt uns an Mut, die feste Umarmung auch nur ein wenig zu

lockern. Die Angst vor einer erneuten Trennung ist noch zu groß. Camille schluckt: „Gabriel, wo warst Du nur? Was ist geschehen?“

Lange berichte ich ihr, denn sie fordert Ausführlichkeit. Sie will die schreckliche Zeit ihrer Ungewissheit und Leere dadurch relativieren, dass sie die Geschehnisse nachträglich über die Erzählung miterleben kann. Die lange, mich doch noch sehr anstrengende Schilderung endet an der Gard, wo ich das Bewusstsein verlor.

„Mehr kann ich Dir nicht berichten Camille, denn da riss der Film. Bitte, sag mir jetzt endlich wie es Euch ergangen ist.“

Camilles Erzählungen

Manchmal fließen Tränen. Als Camille sich zurück erinnert, fließen sie in Strömen. Die ersten Worte bringt sie kaum über die Lippen, so nah ist ihr noch der Schmerz des Gewesenen. Dann gewinnt sie wieder mehr Fassung und beginnt, anfänglich etwas schluchzend, zu erzählen.

„Wir haben gewartet. Anfangs lachten wir, weil ich dachte Du trödelst mal wieder, doch dann begannen wir uns Sorgen zu machen. Wir suchten nach Begründungen für Deine lange Abwesenheit, als Albert auch schon aufgereggt angelaufen kam. Er hatte beobachtet, wie Du von Männern in schwarzen Anzügen mit einer dunklen Limousine weg gebracht wurdest.

Nach seiner Beschreibung und dem, was ich von Dir erfahren hatte, mutmaßte ich, dass die alte Verbindung zum Terroristen, dem Physiker, die einzig plausible Erklärung wäre. Dann fiel mir ein, dass Dir auch der Waffenbesitz zum Verhängnis werden könnte. Nachdem ich Robert den eigentlichen Grund des Kaufs erklärt hatte, nahm er die Waffen und schleppte sie durch das Wasser bachaufwärts. Oben auf dem Hügel hinter der Mühle versteckte er sie. Wir glaubten, so könnten Suchhunde seine Spur nicht verfolgen.

Mittags standen bereits Beamte mit einem Durchsuchungsbeschluss vor der Tür. Sie stellten alles auf den Kopf und suchten tatsächlich mit Spürhunden das Grundstück ab.

Irgendwann nahmen sie sich den Hang vor. Von hier aus kamen sie jedoch nicht über die steile Abbruchkante auf die andere Seite des Hügels. Wir zitterten vor Angst, sie würden durch das Wasser gehen, um die Rückseite abzusuchen. Aber sie wollten sich wohl keine nassen Füße holen. Auch in der Mühle hatten sie endlich aufgegeben.

Schon während der Durchsuchung waren wir befragt und erkennungsdienstlich überprüft worden. Wir mussten die unmöglichsten Fragen beantworten. Für unsere Fragen hingegen hatten die Beamten nur 'taube Ohren'.

Ich war verzweifelt und wusste mir keinen Rat.

Abends gingen wir zu Marlène und Albert. Marlènes Bruder ist Angehöriger der Garde. Wir baten sie, ihn zu fragen, ob er in seiner Dienststelle etwas über Dich in Erfahrung bringen könne.

Albert regte sich über die Behörden und deren Methoden auf, als wir erzählt hatten, dass wir erkennungsdienstlich überprüft worden waren. „Hier wird gleich jeder zum Verbrecher erklärt. Die mit ihrer Hysterie. Camille eine Terroristin, da lachen ja die Hühner. Naja“, frotzelte er „bei Robert bin ich mir allerdings auch nicht ganz sicher.“

Dann stieß er Marlène an: „Dein Bruder, der Obergardist, der sieht ja auch schon hinter jedem Baum Gespenster.“

Marlène widersprach resolut. Und der schönste Familienkrach war im Gange. Doch die Wogen glätteten sich so schnell, wie sie sich aufgebaut hatten.

Als wir uns verabschiedeten, meinte Albert mit einer beschwichtigenden Geste:

„Du wirst sehen, Camille, morgen ist Gabriel bestimmt wieder auf freiem Fuß. Macht Euch nicht zu viele Gedanken.“

Der nächste Tag brach an. Wir standen sehr früh auf. Ich hatte sowieso nicht schlafen können. Auch Robert sah ziemlich übernächtigt aus und war ungewöhnlich still.

Dein Auto stand noch immer verlassen unten am Schotterweg. Also suchten wir nach einem Reserveschlüssel, um in die Stadt fahren zu können. Aber auf der Polizeidienststelle bekamen wir auch keine Auskunft über Deinen Verbleib.

Die Tage verstrichen. Albert hatte sich geirrt und Marlènes Bruder hatte auch nichts in Erfahrung bringen können. Robert hütete die Mühle. Warum er zu diesem Zeitpunkt immer noch hier war, erzähle ich Dir später. Ich arbeitete wieder im Restaurant, doch meine Gedanken waren unentwegt bei Dir.

Aus Tagen waren Wochen geworden. Die Kerze, die ich nachts ins Fenster stellte, half Dir auch nicht zurück zu finden. Meine Stimmung wurde von Tag zu Tag trüber, wie die

Wolken, die aufzogen. Die Schleusen des Himmels brachen auf. Es hörte nicht mehr auf zu regnen. Seitdem haben wir hier die Überschwemmungen.

In Nordeuropa begann der Winter viel früher und viel härter als der letzte. Die Folgen seiner schnellen Ausbreitung nach Süden hast du ja selbst erlebt.

Die Nachrichten aus dem Norden rissen bald ab. Kurze Zeit später waren nur noch einige Radiosender zu empfangen. Die Sender gaben vorwiegend Verhaltensmaßregeln aus und versuchten zu beruhigen. Polizei und Garde rekrutierten Bürgerwehren, um die eskalierende Situation einigermaßen zu kontrollieren. Doch Chaos und Anarchie waren nicht mehr aufzuhalten. Über viele Departements wurde das Kriegerrecht verhängt.

Du schienst weiterhin wie vom Erdboden verschluckt. Alle unsere Recherchen blieben erfolglos. Wir waren bereits alle in der Mühle, als Marlène von ihrem Bruder über die anarchistischen Zustände in Alès erfuhr. Dort ging es drunter und drüber. Die Grundversorgung war zusammen gebrochen. Um der Lage Herr zu werden, hatten die Gardisten auf die Plünderer geschossen. Die meisten wurden verhaftet.

Wir waren bei diesen furchtbaren Schilderungen froh, in Sicherheit zu sein.

Auch eine gute Nachricht hatte Marlènes Bruder übermittelt. Für mich war sie die wichtigste. Wir hatten ihn immer wieder gedrängt und er konnte es schließlich doch in Erfahrung bringen:

„Gabriel Cordes wurde von der Kommandantur Avignon aus ins Westlager gebracht.“

Ich war überglücklich, als ich das hörte. Endlich ein Hoffnungsschimmer. Ich hatte kaum noch daran geglaubt. Aber wie sollte ich zu Dir gelangen? Albert bot sich sofort an. Er wollte versuchen, mit seiner Geländemaschine bis dorthin durchzukommen. Robert wollte ihn unbedingt begleiten. Er meinte, dass es für mich zu gefährlich sei. Nach einer kurzen Diskussion war ich einverstanden.

„Hin könnte das gehen“, meinte Albert zu Roberts Vor-

schlag. „Allerdings, zurück müssten wir dann zu dritt fahren. Das ist nicht möglich.“

Robert gab verlegen zu, dass seine Idee voreilig und unüberlegt war. Worauf Marlène wiederum zu bedenken gab, dass es ihr viel lieber wäre, wenn Albert nicht allein führe. Außerdem gäbe es noch die alte Maschine.

Albert überlegte laut: „Ja Marlène, Du hast Recht, meine alte 'Kaffeemühle'. Aber die rostet seit Jahren vor sich hin. Es könnte eventuell klappen. Zumindest ist es den Versuch wert. Kannst Du denn überhaupt Motorrad fahren, Robert?“

„Ja, na klar“, kam es wie aus der Pistole geschossen.

Die beiden schraubten fast die ganze Nacht. Die Arbeit war nicht vergebens, denn sie bekamen das Vehikel wirklich wieder flott. Und genug Sprit für die 'Knatterkisten' hatte Albert auch noch in Kanistern.

Am Morgen bereiteten Claire und Pierre zeitig das Frühstück. Marlène und ich packten für das Suchteam die Rucksäcke mit der Verpflegung. Marlène bestand gegen Alberts Murren darauf, den Erste-Hilfe-Kasten mitzunehmen, den sie zuvor mit Medikamenten ergänzt hatte. Sie trat kurz mit ihm beiseite und gab mit erhobenem Zeigefinger Instruktionen. Vor der Abfahrt nahm mich Albert in den Arm. „Camille, wir werden Dir deinen Gabriel zurück bringen. Versprochen.“

Robert lachte mir mit dem antiquierten Helm auf seinem Kopf von der 'Kaffeemühle' zum Abschied zwinkernd zu. Ihm waren die Abenteuerlust und die Freude, Albert begleiten zu können, ins Gesicht geschrieben. Dann jagten sie los. Albert als routinierter Geländefahrer voran und der lange Robert etwas unsicher hinterher. Wir schauten ihnen schweigend nach. Bald konnten wir sie nicht mehr sehen. Als sie auch nicht mehr zu hören waren, gingen wir zurück in die Mühle.

Ich sah Marlène die Sorgen an, die sie sich um Albert machte. In mir war wenig Sorge. In mir war die große Hoffnung erwachsen, Dich schon bald wieder zu sehen.

Unruhig sehnte ich den Zeitpunkt eurer Rückkehr herbei. Es war Abend geworden. Wartend saßen wir am Tisch. Pierre stand schon die ganze Zeit draußen, um Ausschau zu halten. Claire schimpfte, dass er jetzt in der Dunkelheit gar nichts mehr sehen könne. Er solle doch endlich wieder herein kommen. Trotzig gehorchte er. Aus Frust öffnete Pierre eine Flasche Pastis und goss sich großzügig ins Glas. Worauf ihn Claire gleich wieder anfuhr: „Ich glaube, wir könnten alle einen Schluck vertragen ...“

Laut knatterndes Motorengeräusch unterbrach sie. Marlène stürzte wie der Blitz aus der Tür. Und ich stand, aus Angst, sie könnten Dich nicht gefunden haben, nur zögernd vom Tisch auf. Aber dann erlöste Marlènes lautes Rufen: „Camille, komm! Wo bleibst Du? Hilf uns!“

Sie hatten Dich schon von Alberts Rücken los geschnallt und wir trugen Dich hinein. Marlène als ehemalige Krankenschwester führte scharf das Regiment. Anfangs war es sehr schlimm um Dich bestellt. Marlène hatte Bedenken, Du würdest es auf Grund der Lungenentzündung nicht schaffen. Was hatte ich für eine Angst um Dich. Marlène, ihrer kleinen Intensivstation aus dem Notfallkoffer und ihrem Medikamentenvorrat hast Du Dein Leben zu verdanken - und selbstverständlich dem mobilen Rettungsteam.

Albert erzählte uns, wie wichtig es doch war, dass er Robert dabei gehabt hatte. Erst einmal warst Du im Westlager nicht aufzufinden. Sie bekamen die Auskunft, dass Du keinen Liegeplatz mehr hättest. Der war schon an einen anderen vergeben worden. Zunächst waren die beiden ratlos. An Aufgeben war natürlich nicht zu denken.

Da hatte Robert einen Einfall. Er hatte von mir über Deine Vorliebe für den Pont du Gard gehört. Und da sich der Aquädukt nicht weit entfernt vom Lager befindet, lag für ihn der Schluss nahe, dort vorbei zu fahren. Na, ja. Wenigstens brauchten sie an der Gard nicht lange zu suchen. Die Männer erschrecken, als sie Dich wie tot am Ufer liegen sahen. Für einen Moment konnten sie nicht an Dich heran, weil ein großer Hund knurrend neben Dir lag. Albert musste recht

massiv werden, aber wirklich ruhig stellen konnte er ihn nicht.“

„Camille, Streuner, das ist Streuner gewesen, er hat auf mich aufgepasst.“

„Streuner heißt er also. Jedenfalls konnten sie Deinen Puls nur ganz schwach fühlen. Albert spritzte Dir ein Kreislaufmittel. Marlène hatte es ihm in der Annahme mitgegeben, Du wärst geschwächt, und ihn in der Handhabung genau eingewiesen. Sie wollte wohl verhindern, dass Du auf dem Weg vom Motorrad fällst. Albert hätte es tatsächlich allein nicht vermocht, Dich dort weg zu transportieren. Robert war ihm eine große Hilfe. Sie funktionierten die Rucksäcke zu Haltegeschirren um. Während Albert auf dem Motorrad saß, schnallte Dich Robert an seinem Rücken und der Maschine fest.

Dann brachten sie Dich hierher. – Du sahst vielleicht aus. Jetzt könnte ich schon lachen, wenn ich nur daran denke. – Von oben bis unten warst Du mit Schlamm beschmiert und aus Deiner Jacke kam ein dicker schwarzer Käfer gekrabbelt. Wir haben uns mächtig erschrocken, aber Robert hat das Prachtexemplar gleich gegriffen und wollte es im Garten aussetzen. Als er die Tür aufmachte, saß da der Hund, ich meine Streuner, vor dem Tritt. Ja, das war vorgestern Abend. Seitdem hast Du geschlafen.“

„Streuner, er hatte mir den Käfer gebracht, damit ich nicht verhungere. Ihm hätte kein Käfer unbemerkt bleiben können. Streuner, wo ist er, ist er noch hier?“

„Und wie er noch hier ist. Zwischendurch hatten wir ihn angeleint und kurz die Tür zu Deinem Zimmer geöffnet. Seit er weiß, dass Du bei uns gut aufgehoben bist, hat er sich beruhigt. Besonders Robert und Streuner haben sich in kürzester Zeit gut angefreundet. Aber nun ruh' Dich noch ein wenig aus. Die Anderen freuen sich schon auf Dich. Bestimmt kannst Du zum Abendessen aufstehen. Dich erwartet noch eine große Überraschung. Bis nachher, Liebster. Ich lasse Dich nun schlafen und helfe bei den Vorbereitungen für das Essen.“

Obwohl mir tausend Dinge durch den Kopf schwirren, werde ich schläfrig. „Eine Überraschung“, hat sie gesagt. „Dich erwartet noch eine große Überraschung.“

Von der Vergangenheit überholt

Warmes Licht fällt durch die Spalten der Zimmertür. Es riecht nach Braten und Gemüse. Camille und Marlène lachen.

Noch nie habe ich vertraute Stimmen so anheimelnd empfunden. Noch nie? Das stimmt nicht. Die leisen Gespräche meiner Eltern gaben mir als Kind ein ähnliches Gefühl. Die Unterhaltungen meiner Eltern abends im Nebenraum. Ja, sie taten so gut wie ein leises Schlaflied.

Camille ist wieder bei mir. Sie fragt, wie es mir heute Abend geht. Ich kann ihr nicht oft genug sagen, wie glücklich ich bin, endlich wieder bei ihr zu sein. „Es geht Dir wirklich gut und Du fühlst dich kräftig genug? Auch, um etwas zu erfahren, das Dein Leben verändern wird?“

„Ja, nun sag schon, Camille. Sonst wird es mir bestimmt gleich nicht mehr gut gehen. Denn dann werde ich vor Neugierde geplatzt sein.“

„Also dann, Du kannst Dich erinnern? Ich erzählte vorhin, dass wir während der Hausdurchsuchung nach Deiner Verhaftung erkennungsdienstlich überprüft worden waren.“

„Ja, Camille. Spann mich bitte nicht so auf die Folter.“

„Und dann kamen sie drei Tage später noch einmal.“

„Wie? Sie haben die Mühle ein weiteres Mal durchsucht?“

„Nein, diesmal waren es nur zwei Beamte. Und jetzt kommt's: Sie fragten Robert, warum er ihnen verheimlicht hatte, dass er Dein Sohn ist.“

Camille schaut mir prüfend in die Augen. Ich brauche einen Augenblick, um zu realisieren, was ich eben hörte. Dann drückt es durch meinen ganzen Körper bis in den Kopf und lähmt sekundenlang meine Gedanken. Wie hypnotisiert sitze ich in meinem Bett, während Camille mich anlächelt.

„Was glaubst Du, Gabriel, wie es Robert ging, nachdem ihm die Beamten diese Frage gestellt hatten? Tagelang schien er nicht mehr er selbst zu sein. Er sprach mit niemandem und aß nur, wenn ich ihm gut zuredete. Ich glaube schon, dass es

ein Schock ist, auf diese Weise von der Existenz eines zweiten, des leiblichen Vaters zu erfahren. Doch dann hat er sich wieder gefangen und letztlich war diese neue Situation der Grund, weshalb er geblieben ist.

Seine Eltern waren nach seiner Abreise aus Deutschland in ihr Ferienhaus nach Italien gefahren. So wusste er, dass sie in Sicherheit sind.

Er wollte hier bleiben, um zu erfahren, was mit Dir geschehen ist und natürlich, um Dich wieder zu sehen. Du bist heimgekehrt, und mit Dir Dein Sohn.“

Meine Gefühle sind mir nun endgültig entglitten. Überschäumende Freude vermischt sich mit Selbstvorwürfen, dann wieder mit Ungläubigkeit.

'Das kann doch gar nicht sein. Wieso hat Andrea mir damals nicht gesagt, dass sie schwanger ist? Ich hätte es doch merken müssen. Und warum sollte sie mir all die Jahre meinen Sohn vorenthalten haben? Nein, das kann nicht sein. Aber Robert wurde erkennungsdienstlich überprüft, so wie auch ich nach meiner Verhaftung. Gentests lügen nicht. Es muss stimmen. Robert ist mein Sohn.'

Stolz und Freude erfassen mich. Ich bin überglücklich.

In der Gemeinschaft

Wir sitzen am großen runden Tisch. Eben haben wir auf meine Rückkehr angestoßen.

Was war das für ein Jubel, als ich mit Camille den Raum betrat! Ich wurde von allen umarmt und Streuner sprang immer wieder an mir hoch.

Robert und ich waren für einen Moment ziemlich verlegen. Stumm standen wir uns gegenüber und hatten beide feuchte Augen. Ich spürte ganz stark die innere Bindung zu meinem Sohn. Mir wurde klar, dass ich sie schon bei unserer ersten Begegnung gefühlt hatte, jedoch ohne dieses Gefühl einordnen zu können. Schließlich lagen auch wir uns in den Armen, wohl wissend, dass es zwischen uns viel zu besprechen geben würde. Doch dieser überwältigende Moment des Glücks verschloss uns beiden für Minuten den Mund.

Die anderen waren ganz still geworden und schauten uns gerührt zu.

Da rief Claire auch schon: „So, nun lasst das Essen nicht kalt werden! Pierre hat sich so viel Mühe gegeben.“

Wir lassen uns den knusprigen Gänsebraten mit der würzigen Kräuterfüllung schmecken. Albert klopft Robert immer wieder auf die Schulter, als er noch einmal über meine Rettung erzählt.

Ich bin sehr stolz auf meinen Sohn und sitze glücklich zwischen ihm und Camille. Streuner sitzt zwischen Roberts und meinem Stuhl.

Es entgeht mir nicht, dass Marlène an Alberts Seite hin und wieder bedrückt wirkt. Doch die Erleichterung, ihn wieder bei sich zu wissen, überwiegt und lässt ihre klaren blauen Augen strahlen.

Die kleine rundliche Claire und die zierliche Marlène sind trotz ihres Altersunterschiedes anscheinend dicke Freundinnen geworden. Wenn Albert in seinen Schilderungen zu sehr aufschneidet, tuscheln und kichern sie wie zwei junge Mädchen.

Pierre, der sich an seinem Pastisglas fest hält, ist der Ruhigste in der Runde. Sein zerfurchtes Gesicht und die gebeugte Haltung lassen ihn heute ungewöhnlich alt erscheinen. Ich unterstelle, dass er traurig darüber ist, bei solchen Unternehmungen nicht mehr mithalten zu können.

Camille lobt ihn für das gute Essen. So erfährt auch er Anerkennung.

Später am Abend, die Kerzen sind fast herunter gebrannt, wird es still am Tisch. Das Vergangene ist besprochen. Claire und Pierre sind gerade zu Bett gegangen. Die sonst so resolute Marlène weint und sorgenvolle Gesichter blicken mich an.

Ich weise auf die dunkle Ecke neben dem Buffetschrank. Dort stehen die blank geputzten Waffen.

„Ihr habt sie zurückgeholt. Marlène sag, was ist los?“

Sie antwortet mir nicht. Albert tut es für sie. „Weißt Du Gabriel, Marc, Marlènes Bruder war heute morgen kurz hier. Er meinte, er käme für längere Zeit das letzte Mal, denn er würde nach Nimes beordert, zum Dauereinsatz. Ein Ende ist nicht abzusehen. Nimes brennt, wie andere Städte auch, trotz der Bürgerwehren. Es herrscht Anarchie. Über ganz Europa ist das Kriegsrecht verhängt.“

Albert nimmt Marlènes Hand, als er deprimiert weiter erzählt. „Marc sagte, sie hätten den ausdrücklichen Befehl, Plünderer standrechtlich zu erschießen. Er ist am Boden zerstört. So hatte er sich seine Aufgaben in der Garde nicht vorgestellt. Das reguläre Militär kanalisiert die Flüchtlingsströme von Abermillionen aus dem Norden in vorgegebene Wege. Die Versorgung der Bevölkerung ist nicht mehr gesichert. Mehr und mehr Banden ziehen raubend durch das Land. Das war der eigentliche Grund seines Kommens. Er wollte uns vor ihnen warnen. Die Zahl der Militärs und der Gardisten reicht nicht aus, um ihrer habhaft zu werden. Sie empfehlen der Landbevölkerung Wehrgemeinschaften zu bilden, um sich vor ihnen schützen zu können.“

Ich kann es kaum fassen. Ein derart schlimmes Ausmaß hatte auch ich mir nie vorstellen wollen. Nun verstehe ich auch,

warum die fröhliche Marlène heute so bedrückt ist. Nachdenklich sehe ich Albert an. „Eine Wehrgemeinschaft sagst Du, Albert? Du, Marlène, Claire, Pierre, Camille, Robert, Streuner und ich, wir sind doch eine Gemeinschaft. Werden wir uns wehren? Ich für meinen Teil schon. Wollt ihr nicht bei uns bleiben? Unten bei Euch wird es zu unsicher. Hier können wir uns behaupten. Waffen haben wir. Die Mühle wird zur Wehrburg.“

Marlène lächelt erleichtert. Die beiden stimmen nach einem Moment des Innehaltens zu. Ich frage in die Runde: „Erinnert ihr euch an meine Berichte über die Spanienreise im Sommer vor drei Jahren?“

Camille, Claire und Albert nicken. Robert schaut mich Schulter zuckend an. „Der Soldat an der spanischen Küste sagte: 'Wir rücken hier dichter zusammen. Aber wir werden es schaffen.' So kann es uns auch gelingen.“

Camille ist eben eingeschlafen. Ich liege neben ihr und denke darüber nach, was wir bis spät in die Nacht besprochen haben. Marlène und Albert sind gleich hier geblieben. Sie sind mit uns in der Werkstatt einquartiert. Wir schlafen heute auf Campingliegen, die Pierre schon vor längerer Zeit in die Mühle gebracht hatte. Camilles Eltern haben wir gegen ihre anfängliche Ablehnung unsere bequemen Betten überlassen. Robert hat auf der Luftmatratze unter dem Dach seine provisorische Unterkunft gefunden. Wir werden den Dachboden weiter ausbauen und die Werkstatt in zwei Räume teilen. Für Morgen haben wir uns den kleinen Umzug vorgenommen. Es müssen schnelle Entscheidungen getroffen werden. Die Situation wird immer bedrohlicher. Nur gut, dass ich rechtzeitig Vorsorge getroffen hatte. Ich fühle mich tatsächlich wie in einer kleinen Festung. Es wird ein wenig beengt sein, wenn wir alle hier wohnen. Die Vorräte werden demnächst zur Neige gehen. Mit dem, was Marlène und Albert von ihrem Hof mitbringen können, reichen sie höchstens acht Wochen. Vieh haben sie leider nicht. Darum wollen Albert und Robert schon übermorgen mit den Motor-

rädern in die Cevennen fahren, um zu jagen. Streuner werden sie mitnehmen. Wenn sie nicht zu schnell fahren, kann er das Tempo halten.

Es wird von Tag zu Tag kälter werden. Wahrscheinlich gibt es auch hier bald Schnee. Zum Glück dreht sich das Mühlrad noch und gibt uns Strom. Wenn der Bach zu friert, haben wir für den äußersten Fall immer noch das Notstromaggregat namens 'Gülepumpe', allerdings auch nur solange der Treibstoff reicht.

Kein Ende absehbar

Blut verteilt sich im Wasser des Waschbeckens.

Ihr Blut, es klebt an meinen Händen und die Erde des Hügels, auf dem wir sie verscharrten.

Durch meine Unachtsamkeit war es unverschlossen geblieben, das Tor an der Brücke. Albert und Robert waren noch in den Cevennen unterwegs. Camille und Marlène kochten. Wir anderen bauten hinten die Werkstatt um.

Sie kamen zu zweit. Unbemerkt waren sie auf das Gelände geschlichen. Claire war als Erste aufmerksam geworden. Sie horchte auf und meinte, da käme tiefes Stimmengemurmel aus der Wohnküche. Und dann, dann hörte ich Camille. Sie klang ängstlich und aufgeregte. Marlène schrie ...

Als ich in den Raum stürzte, bedrängten sie bereits die Frauen. Die Eindringlinge erschraaken. Mit uns hatten sie offensichtlich nicht gerechnet. Der eine ging sofort mit seinem Messer auf mich los. Von Zorn besessen, ergriff ich das Erstbeste und schlug blind auf ihn ein, bis er sich nicht mehr bewegte. Der andere trat zurück und wollte flüchten. Die Angst war ihm anzusehen. Plötzlich ruhten seine eben noch hektischen Blicke neben dem Buffet. Dort stand eine der Flinten. Bevor er sie erreichen konnte, gab es einen lauten Knall und er stürzte leblos zu Boden. Langsam drehte ich mich um. In der Werkstatttür stand Pierre, kreidebleich ins Leere starrend. Er ließ einen Revolver fallen. Ich sah an mir herunter. Es war 'Gilbert', den ich in meinen Händen hielt. Mit dieser Skulptur hatte ich einen der Eindringlinge erschlagen. Blutüberströmt lagen die toten Körper vor uns. Wortlos, mit mechanischen Bewegungen schleppten wir sie auf den Hügel und vergruben sie.

Um mich herum ist eine eigenartige Stille. Verloren bin ich in dieser endlosen Einsamkeit. Mein Gesicht ist zu einer Maske versteinert, als ich in den Spiegel aufschaue.

'Eine Maske aus Materie, Materie die befähigt ist, sich selbst zu erkennen und zu definieren, denn dahinter ist ein geistiges

Wesen verborgen. Du hattest viele Male in dich hinein gesehen. Irgendwann glaubtest du, Gott niemals so nah gewesen zu sein. Auf der höchsten Stufe der Evolution hast du gestanden, Gabriel, bis du deiner Menschlichkeit beraubt wurdest. Ein steiler Abgrund hat sich vor dir aufgetan, an dessen Rand du stehst. Zu einem würdelosen Gebilde drohst du zu verkümmern.'

Ich erinnere mich der tragischen Bilder des sterbenden Ehepaares im alten ägyptischen Reich und daran, was sie, wie viele andere, während der Hungersnot mit ihren Kindern taten. Sie schlachteten ihre eigenen Kinder und aßen sie. Das ist so unvorstellbar grausam, so gegen alle Natur, dass ich jeden Gedanken daran zu verdrängen versuche. Re wird sie in ewiger Finsternis halten.

Den wiederkehrenden Regen erlebten sie nicht mehr. Der ergoss sich nur kurze Zeit später über dem Hochland Äthiopiens, der riesigen Quelle des Nils.

Von ihr gespeist brachte der Strom mit den jährlichen Überschwemmungen das Wasser und den Dünger für die Felder zurück. Ein neues Reich erstarkte.

Die damalige Dürre am Nil war eine höchst dramatische, aber einmalige Unregelmäßigkeit im Uhrwerk der Natur.

Jetzt sehe ich die Schatten des ägyptischen Dramas über allem. Die derzeitigen Bilder sind vergleichbar einschneidend.

Das Gesicht im Spiegel bleibt versteinert.

Meine Hände sind gereinigt und doch fühle ich das Blut an ihnen. Ich weiß, dass mir keine andere Wahl blieb.

„Auch wenn ich mich als gottlosen Barbaren bezeichnen muss, ich würde es wieder tun.“

Ich sehe im Spiegel Camille vorüber gehen. Ihre Nähe reißt mich aus meinen Gedanken. Dann kommt sie zu mir und legt ihre Hand auf meine Schulter. Sie weint.

„Bin ich Dir unheimlich?“, frage ich.

„Du bist nicht gottlos, Gabriel. Ich liebe Dich. Komm bitte zu uns herüber. Robert und Albert sind eben von der Jagd zu-

rückgekehrt.“

„Die beiden sind zurück? Ich komme sofort.“

Robert streckt mir triumphierend einen erlegten Hasen entgegen. „Hast Du ihn geschossen, Robert?“

Er streichelt Streuner und nickt mit einem Gesichtsausdruck, als wäre es für ihn eine selbstverständliche Kleinigkeit gewesen. „Du brauchst nur Streuner zu folgen, ihm entgeht absolut nichts. Und dann natürlich abdrücken und treffen.“ Dann macht er einen strammen Schritt nach rechts und präsentiert mit geschwellter Brust ein Wildschwein, das auf den Fliesen liegt.

„Nun lasst die toten Tiere liegen und setzt Euch erst einmal hin“, wirft Claire ein, während sie auch schon die Flasche Cognac und Gläser bringt.

Marlène, die nicht von Alberts Seite weicht, kann nicht mehr anders, als nach dem versuchten Übergriff der beiden Fremden ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sie bricht in Tränen aus und scheint den großen kräftigen Albert in ihrer Umarmung zu erdrücken. Darauf verliert auch Camille ihre Beherrschung. Selbst Claire bekommt feuchte Augen und versucht vergeblich, das Weinen zu unterdrücken.

Pierre, der auf dem kleinen Sofa am Kamin sitzt, lässt den Kopf hängen. Albert und Robert schauen sich fragend an.

„Jetzt kommt alle an den Tisch“, bestimmt Claire einigermaßen ungehalten. Robert setzt sich, ist aber völlig verwirrt.

„Was ist denn hier los? Mögt Ihr kein Wildschwein und warum ist Gilbert nicht auf seinem Stuhl? Hausvorschrift Nummer eins: Hier hat niemand einen festen Sitzplatz, nur Gilbert auf seinem Stuhl neben der Werkstatttür. Da warst Du schon immer eigen. Das hast Du mir selbst gesagt, Gabriel.“

Camille und ich setzen uns neben Robert. Ich lege meine Hand auf seine und ringe nach Worten. „Albert, Robert, Ihr wart erfolgreicher, als wir zu hoffen gewagt hatten. Ihr müsst uns später noch von der Jagd berichten. Aber wisst ihr, hier wurde heute auch geschossen. Wir haben es Pierre zu verdanken, dass unsere Runde noch vollzählig ist.“

Ich erzähle mit stockenden Worten über meine Nachlässigkeit und deren schlimme Folgen. Dann schildere ich ihnen Pierres geistesgegenwärtige Handlung und wie wir die Eindringlinge schließlich verscharrten.

Wieder ist es Claire, die uns aus dem betroffenen Schweigen heraus hilft. „Mein Gott, Ihr habt Euch doch nur gewehrt, Eure Familie verteidigt. Natürlich ist es schrecklich, aber wir haben Euch wahrscheinlich unser Leben zu verdanken. Ihr habt in Notwehr gehandelt.“ Sie lächelt sehr traurig und rüttelt sanft mit Daumen und Zeigefinger an Pierres Wange. „Dir hatte ich so viel Umsicht in einer solchen Situation gar nicht mehr zugetraut. Da greifst Du dir eiskalt einen Revolver aus dem Schrank in der Werkstatt und bist zur rechten Zeit zur Stelle. Mein guter Pierre.“

Auf einmal sprechen alle durcheinander, denn jeder will sich mitteilen. Camille und Marlène erzählen von den Todesängsten, die sie ausgestanden haben, als sie von den fremden Männern überrascht und bedroht wurden.

Die Jagd wird zum ausführlich besprochenen Thema. Albert und Robert wollen mit Streuner in der nächsten Woche noch einmal los. Wir zählen immer wieder die Vorräte zusammen und philosophieren über unsere ungewisse Zukunft. Es wird ein langer Abend.

Inzwischen ist es Nacht, nur ich bin noch wach geblieben. Auch Streuner schläft schon, er liegt neben dem Kamin. Müde strecke ich die Arme zur schwelenden Glut, sie wärmt meine Hände. 'Schwelende, rauchende Glut.' Jetzt ist mir, als streckte ich meine Arme durch den Schleier von Milliarden Jahren Erdgeschichte und könnte den bunten Sternenstaub im Raum der Ewigkeit greifen, um mit ihm zu verschmelzen. Dabei empfinde ich ein Stück Erfüllung, mehr, sogar Glück. Sternenstaub in der Ewigkeit des Raums.

Ich denke an unsere Urahnen, welche die ersten Feuer entfachten. Sie waren ganz sicher glücklich, fühlten sich als Teil des Ganzen. Sie empfanden die gebotene Ehrfurcht gegenüber ihrer Umwelt, auch wenn ihnen sonst nichts wich-

tiger war als das Wohl ihrer Sippe.

Eben gerade dieses ist in den letzten Tagen in unserer kleinen Gemeinschaft stärker als je zuvor in den Mittelpunkt gerückt.



Unsere Vorfahren waren es gewohnt zu wandern. Kam ein Klimawandel, versuchten sie mit dem Wild auszuweichen.

Ihre Welt war groß, denn es gab nicht viele Menschen. Inzwischen sind die bewohnbaren Flächen unserer Erde zu klein geworden. Die Natur fordert ihren Tribut. Ein Ende ist nicht abzusehen.

Zunächst hat unsere Gemeinschaft die schlimmsten Ereignisse überstanden, weil wir an diesem verhältnismäßig sicheren Ort Zuflucht fanden. Nun liegt es an uns, die Chance zu nutzen. Um die nächsten Monate durchzustehen, brauchen wir die Kräfte und die Fähigkeiten jedes Einzelnen unseres kleinen Bundes. Wir werden die Gaben der Natur dankbar annehmen, uns bescheiden und lernen müssen, mit ein-

fachsten Mitteln unser Leben zu gestalten.

Von der Wärme angelockt, kommt ein dicker schwarzer Käfer tolpatschig herein gekrabbelt. Im Schein des Kamins schillern die glatten Flächen seines Körpers in bunten Farben. 'Du hast Glück Käfer, Streuners Nahrungsvorlieben haben sich geändert. Ja, unser Streuner. Über die Rasse sind wir uns noch immer nicht einig geworden. Aber die Beteiligung eines Schäferhundes und irgend eines Jagdhundes scheint uns allen sicher zu sein.'

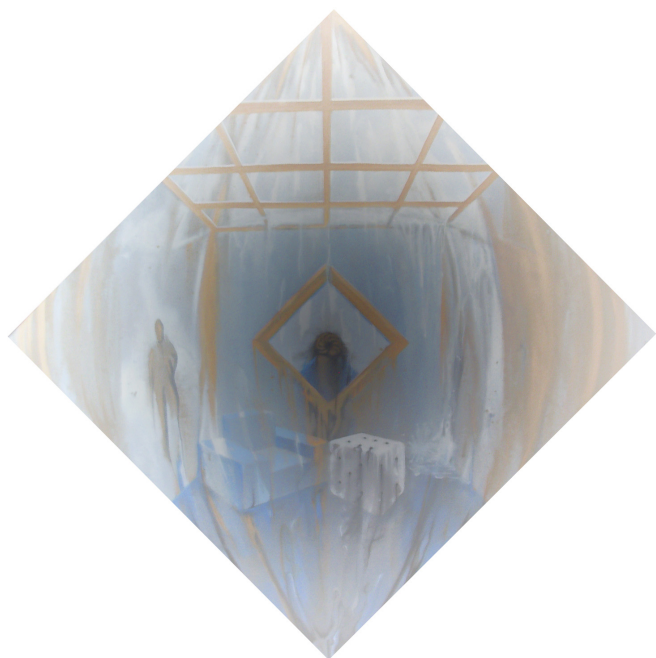
Ich lege noch einen Scheit Holz auf, schüre das Feuer und lehne mich in meinem Sessel entspannt zurück. Wie genieße ich doch das momentane Gefühl von Geborgenheit, in dieser mir so vertraut gewordenen Umgebung.

Auch 'Gilbert, der immer freundliche Franzose' sitzt wieder auf seinem Stammplatz. „Ja alter Knabe, erinnerst du dich an die Nacht, als wir uns begegneten? Seit damals ist einiges geschehen. Sogar einen gemeinsamen Kampf mussten wir bestehen. Uns gibt es jedenfalls noch. Wir haben überlebt und wir werden es auch weiterhin schaffen.“

Ich schaue ihn mit müder werdenden Augen an.

Das auflodernde Feuer des Kamins erzeugt im Raum ein Spiel von Licht und Schatten. Wie in den Stunden, während ich ihn erschuf, scheint es mir, als zeige diese hölzerne Figur menschliche Regungen.

Tatsächlich, er zwinkert mir zu.



*„Nach den Sternen greifend
entgleitet der blaue Planet
unseren Händen
die wir in Unschuld waschen.“*

Hans-Herbert Dreiske
(Alles im Griff, Gedichte, erschienen 1991)

Nachwort

Die heutige Wissenschaft belegt nicht zuletzt durch ein Eisbohrprojekt auf Grönland, dass sich über 250.000 Jahre hinweg das Klima immer wieder dramatisch veränderte. Schwankungen der Durchschnittstemperatur von 10 Grad Celsius innerhalb weniger Jahrzehnte bildeten keine Ausnahme.

Betrachten wir diesen instabilen Klimaverlauf in einem Diagramm, so schlagen dessen Spitzen chaotisch nach oben und unten aus.

Unsere Urahnen lebten in einer Umwelt, die ihnen einen ständigen Überlebenskampf mit immer erneuter Anpassung an die jeweiligen Bedingungen abverlangte.

Dies änderte sich erst mit dem Ende der letzten Eiszeit. Eine bis heute andauernde Phase klimatischer Stabilität begann. Von stärkeren regionalen Schwankungen abgesehen, betrugten die Temperaturunterschiede im Durchschnitt kaum mehr als 1 Grad. Das Klima ist seitdem als gemäßigt zu bezeichnen. Die Menschen konnten langfristig sesshaft werden. Das hatte ein schnelles Anwachsen der Bevölkerungszahlen zur Folge. Damit waren die Grundlagen zur Entstehung erster Hochkulturen gegeben.

Der ausgleichende Kreislauf des Wassers bestimmte diese entwicklungsgeschichtlich günstigen Bedingungen.

Die Strömungen unserer großflächigen Ozeane funktionieren bis heute wie ein erdumspannendes Zirkulationssystem. Als wären sie von gigantischen Umwälzpumpen angetrieben, sind sie eine globale Klimamaschine.

Schauen wir noch einmal auf das Diagramm vor unserem geistigen Auge: 250.000 Jahre, in denen die Temperatur auf chaotische Weise immer wieder stieg und fiel. Erst seit 10.000 Jahren, einem vergleichsweise kurzen Zeitraum, ist der Verlauf relativ konstant.

Doch die globale Durchschnittstemperatur steigt wieder an. Niemand kann heute genau sagen, in welcher Geschwindigkeit und in welcher Weise sich der Klimawandel

vollzieht.

Dass es einschneidende Veränderungen geben wird, auf die wir uns einstellen müssen, ist bereits gewiss. Die volkswirtschaftlichen Schäden werden schon in absehbarer Zukunft kaum zu bewältigen sein.

Aber was wird geschehen, wenn die derzeitige, vermeintlich nur leicht ansteigende Linie des Klimadiagramms steiler wird? Ein Anstieg der globalen Durchschnittstemperatur von 6,5 Grad Celsius bis zum Ende dieses Jahrhunderts wird nicht mehr auszuschließen sein. Schon eine Erwärmung um 5 Grad Celsius lässt einen Anstieg des Meeresspiegels um mehr als 20 Meter erwarten.

Wie lange dann noch, bis das Diagramm wiederum extreme Ausschläge in beide Richtungen zeigt? Eine unbeherrschbare sowie chaotische Entwicklung nähme ihren Lauf, begleitet von ewigen Kriegen in denen es keine Sieger geben kann.

Auf das Tempo der Erderwärmung können wir immer noch Einfluss nehmen. Allerdings nur durch deutlich konsequentere Maßnahmen.

Neben den erforderlichen internationalen Anstrengungen zur Energieeinsparung, Energiewende und Aufforstung, ist die Eindämmung der Bevölkerungsexplosion der wichtigste Schritt. Hingegen einiger kirchlicher Meinungen steht die Ehrfurcht vor dem Leben dazu in keinerlei Widerspruch.

Es stellt sich jedem einzelnen die Frage, worauf zu verzichten und was zu tun er selbst bereit ist, um unseren blauen Planeten zu bewahren. Unsere Kinder haben darüber hinaus sogar ein absolutes Recht auf Erfüllung des einen bescheidenen Wunsches, auf die Erhaltung ihres Lebensraumes.

Nun, pflanzen wir ein und lassen es wachsen, gern bis in den Himmel.

Rüdiger Krause

2005

Illustrationen

Titelbild, „Stille“, Öl & Holz auf Leinwand, 110x120cm

Seite 8, „Ägypterin“, Öl & Kreide auf Leinwand, 80x100cm

Seite 19, „Narrenspiel“, Öl auf Leinwand, 80x50cm

Seite 28, „Tiger“, Öl auf Leinwand, 120x150cm

Seite 48, „Baumfrau“, Öl auf Leinwand, 120x60cm

Seite 52, „Urwaldimpression“, Öl auf Leinwand, 120x80cm

Seite 57, „Schneeleopard“, Öl auf Leinwand, 120x150cm

Seite 64, „Anlehnung“, Öl auf Leinwand, 120x60cm

Seite 89, „Stille“, Öl & Holz auf Leinwand, 110x120cm

Seite 113, „Einklang“, Öl auf Leinwand, 120x140cm

Seite 132, „Der Jäger“, Öl auf Leinwand, 150x180cm

Seite 134, „Überfluss“, Öl auf Leinwand, 80x80cm

**Die Handlung des Romans ist frei erfunden.
Eventuelle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen wären
rein zufällig und sind nicht beabsichtigt.**

WEGE DES WASSERS

2025. Ein einsamer Mann in der Provence am Ufer der Gard. Völlig entkräftet von den sich überschlagenden Ereignissen der letzten Wochen und Monate blickt Gabriel Cordes zurück auf eine lange abenteuerliche Reise. Gibt es für ihn eine Zukunft neben den unbeherrschbaren Wegen des Wassers?

